

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Nepal

vom 21. September bis 01. November 2009

Quotenweiber, Männerfresser, Ballast – Frauen in der jungen Republik Nepal

Von Sandra Voglreiter

Nepal, vom 21. September bis 01. November 2009



Inhalt

1.	Zur Autorin	426
2.	Auf der anderen Seite. Oder: Warum Nepal nicht so schön ist, wie alle denken	
3.	Die Drachenläufer von Kathmandu. Oder: Wie alles beginnt	427
3.1	Don Quichote trifft Sisyphos. Oder: Warum Renu Sharma schon mehr als die Hälfte ihres Lebens in einen ungleichen Kampf investiert	428
3.2	Ganz unten. Oder: Warum an Janakpur kein Weg vorbeigeht	435
4.	This is a man's world. Oder: Willkommen im Terai	435
4.1	Umas schweres Erbe. Oder: Warum weder Todesdrohungen noch Prügel Manika Jha vom Journalismus abbringen können	436
4.2	Kaffeeklatsch mit Nepals erster Frauenministerin. Oder: Warum Nepal wahrscheinlich immer ein Entwicklungsland bleiben wird	442
4.3	Der Weiber-Anwalt. Oder: Wie leicht es in Nepal ist, eine Frau loszuwerden	443
4.4	Doppelt diskriminiert. Oder: Wie Fische und eine hässliche Pflanze Unberührbaren eine Chance verschaffen	447
5.	Auf in die Berge. Oder: Eine Reise ins Land von Menstruationshütten und Rebellencamps	450
5.1	Der Fluch der Götter. Oder: Warum Frauen unrein sind und Kinder bekommen eine ansteckende Krankheit ist	451
5.2	Die Sündenböcke der Nation. Oder: Warum Frauen ihre verstorbenen Ehemänner auch gleich hätten selbst umbringen können	454

6. Mission Verfassung. Oder: Wie die Abgeordnete Shanti Pakhrin trotz allem an der Hoffnung festhält 458
7. Auf der anderen Seite. Oder: Warum Nepal genauso schön ist, wie alle denken 460

1. Zur Autorin

Sandra Voglreiter wurde 1981 in Zell am See geboren und schätzt sich glücklich, nicht mit den Worten „Ist ja nur ein Mädchen“ begrüßt worden zu sein. Nach dem Abitur ging es von Gießen nach NRW, sie studierte Journalistik und Politikwissenschaften in Dortmund und Göteborg und volontierte beim Westdeutschen Rundfunk. Für die Diplomarbeit zog es sie nach China, wo sie dem Arbeitsalltag deutscher Korrespondenten nachspürte und den ganz normalen Wahnsinn im Leben ihrer chinesischen Mitbewohnerin kennenlernte. Seit dem Uni-Abschluss arbeitet sie als Autorin, zunächst für die Deutsche Welle, dann für den NDR. Seit 2009 lebt sie in Rostock.

2. Auf der anderen Seite. Oder: Warum Nepal nicht so schön ist, wie alle denken

Nepal ist atemberaubend. Es ist geprägt durch die markanten Züge seiner dramatischen Landschaft am Himalaya, durch die Exotik seiner in Frieden zusammenlebenden Volksgruppen und durch die Freundlichkeit, die Fremden allerorts entgegengebracht wird. Das ist das Nepal tausender deutscher Touristen, die jährlich bei den Trecks in der Annapurna- oder Everest-Region ihre Grenzen austesten. Wenn ich mich mit Reisenden über meine Recherchen zu Frauenrechten unterhalte und ihnen von der anderen Seite erzähle, ernte ich ungläubige Blicke.

Nepal ist auch hässlich. Armut und Hunger, Diskriminierung, Gewalt und Rechtlosigkeit haben weite Teile des Landes und der Bevölkerung fest im Griff. Sie gehören allesamt noch nicht der Vergangenheit an – auch nicht nach dem Ende des zehnjährigen Guerilla-Krieges der Maoisten 2006, der Absetzung des Königs und der Ausrufung der Republik mit anschließenden demokratischen Wahlen 2008. Hoffnung setzen viele in die derzeit entstehende, erste Verfassung der noch jungen Republik. Bis zum Mai 2010 will die Verfassungsgebende Versammlung, eine Art nepalesisches Parlament, ihre Arbeit daran abgeschlossen haben. Besonders die Rechte von Minderheiten und Benachteiligten sollen gestärkt werden. Zu den in allen Lebensbereichen Benachteiligten gehören Nepals Frauen. Begründet wird das meist mit dem Hinduismus, der in Nepal Staatsreligion ist und der gängigen Auslegung nach eine strikte Unterordnung der Frau festschreibt.

Ich will herausfinden, ob die bisher erlassenen Gesetze und die politischen Willensbekundungen der gewählten Regierung Veränderungen bringen. Und ich will wissen wie es sein kann, dass auch im Jahr 2009 noch

Witwen als Hexen verfolgt oder wie die erst 30-jährige Tulsi Khadayat gänzlich vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen werden. Warum Frauen wie Manisha Saud jeden Monat für die Dauer ihrer Menstruation in Bretterverschlägen hausen müssen, was jährlich etliche Todesopfer fordert. Wie es sein kann, dass ausgerechnet Mitglieder der Verfassungsgebenden Versammlung ihre Ehefrauen verprügeln oder Witwen um ihr Eigentum bringen – und ihre Posten behalten. Warum eine Gruppe von 15 Männern die junge Journalistin und Frauenrechtlerin Uma Singh ermordet und verstümmelt. Und warum die 12-jährige Reena Kumari Mahara von ihrer Schwägerin verkauft wird, um die Mitgift zu sparen.

Auf meiner Reise durchs Land treffe ich Frauen, die einen hohen Preis dafür zahlen, das Leben zu führen, das sie sich wünschen. Und ich treffe andere, die sich noch nicht einmal Wünsche leisten können. Ein Bericht über eine Gesellschaft, in der tote Männer mehr wert sind als lebende Frauen. Und ein Bericht über diejenigen, die den Glauben nicht verlieren, diese Gesellschaft verändern zu können.

3. Die Drachenläufer von Kathmandu. Oder: Wie alles beginnt

Aufgeregtes Geschrei dringt durch die halbgeschlossenen Jalousien meines Fensters. Es ist ein sonniger und angenehm warmer Tag in Kathmandu. Auf dem gegenüberliegenden Dach treiben zwei Jungen ihre weißen Papierdrachen immer höher in die Luft, nur um sie kurz darauf jäh Richtung Boden stürzen zu lassen. Hochkonzentriert führen die Kinder die großen Holzspulen mit den dünnen Fäden, die sie mit ihren Boten am Himmel verbinden. Vor dem Nachbarhaus wäscht eine Frau bunte Tücher in einer flachen Schüssel. Gedankenversunken singt sie dabei. Ein Stück weiter baut ein Dutzend Arbeiter eine jener Dachterrassen, die so sehr das Stadtbild prägen. Am Horizont erahnt man im leichten Dunst die Hügel, die das Kathmandu-Tal einbetten. An sehr klaren Tagen zeigen sich im Norden die schneebedeckten Gipfel der Himalaya-Kette.

Seit Beginn des Dasain-Festivals bevölkern immer mehr Jungen und erwachsene Männer die Dächer, Hinterhöfe und engen Gassen der Altstadt rund um den Durbar Square, wo sie mit ihren Drachen gegen Wind und Schwerkraft kämpfen. Dasain ist das wichtigste und größte hinduistische Fest in Nepal. Zehn Tage lang herrscht Ausnahmestimmung im ganzen Land: Tausende Tiere werden den Göttern geopfert, in vielen Haushalten gibt es nur zu Dasain Fleisch. Es ist die Zeit, die Familie zu besuchen und auf großen, aus Bambusstangen gebauten Schaukeln zu spielen – egal, wie alt man ist. Mehr als 90 Prozent der Nepali sind Hindus. Der Hindu-

ismus ist nicht nur Religion, sondern gesellschaftliche Grundlage, Dasain ist Nationalfest.

Das Ziel des Drachen-Spiels, das ich so gerne beobachte, ist nicht etwa, die flatternden Gestelle besonders hoch steigen oder besonders lange fliegen zu lassen. Es ist vielmehr ein Kampf, bei dem es darum geht, die Drachen der anderen zu Fall zu bringen, indem man deren Schnur mit der eigenen durchtrennt. Es ist genau das Spiel, das Khaleid Hosseini in seinem Buch „Drachenhäuser“ beschreibt. Lautes Grölen ertönt immer dann, wenn es gelungen ist, einen Konkurrenten auszuschalten, und mischt sich unter die anderen Geräusche der Stadt, in der rund 600.000 Menschen ihr Zuhause gefunden haben. Kathmandu ist Anlaufstelle und Sammelbecken für Menschen aus dem ganzen Land. Hier landen jährlich hunderte Frauen, wenn sie sonst nicht mehr wissen, wohin sie gehen sollen. Wenn sie Glück haben, begegnen sie jemandem wie Renu Sharma. Mit ihrer Geschichte beginnt meine Reise in das andere Nepal.

3.1 Don Quijote trifft Sisyphos. Oder: Warum Renu Sharma mehr als die Hälfte ihres Lebens in einen ungleichen Kampf investiert

Der Körper ist mit handtellergroßen Blutergüssen übersät. Oberschenkel und Bauch hat er besonders traktiert. Das Gesicht ist unversehrt. Bessere Kreise.

Renu Sharma hat die Beweise in Bildern festgehalten. Sie ahnt, dass das Wort der Frau allein nichts wert sein wird, sollte es jemals zu einer Verhandlung kommen. Diese Erfahrung hat sie in den vergangenen 20 Jahren häufig genug gemacht. Außerdem sieht sie eine Chance, sich und ihrer Sache in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen. Schließlich ist es nicht irgendeine Frau, die im August 2009 zu ihr kommt, misshandelt und verängstigt. Und das nicht zum ersten Mal. „Ihr Mann sitzt nicht nur in der Regierung, sondern auch noch in der Verfassungsgebenden Versammlung! Ich will nicht, dass so jemand meine Verfassung gestaltet“, empört sich Renu. Die 37-Jährige ist Präsidentin der Women's Foundation, einer nepalesischen Organisation, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Lage der Frauen im Land zu verbessern. Meist müssen sie sich mit Soforthilfe und Schadensbegrenzung begnügen.

Drei Frauenhäuser betreibt die Nichtregierungsorganisation in Kathmandu, zwei davon versteckt. In einer der geheimen Wohnungen haben sie die misshandelte Politikerfrau untergebracht. Als ich Renu zum ersten Mal treffe, hat sie der Partei des Regierungsbeamten gerade ein Ultimatum gestellt: Entweder, sie entheben den prügeln den Gatten von seinen Ämtern, oder die

Women's Foundation geht nach Ablauf von zwei Wochen mit der Geschichte an die Öffentlichkeit.

Renu Sharma lacht viel. Je mehr Zeit ich mit ihr verbringe, desto mehr wundert mich das. Ihr Alltag bildet die gesamte Bandbreite an Misshandlungen und Benachteiligungen ab, denen Frauen zum Opfer fallen können. Aber er zeigt auch, dass immer mehr versuchen, sich dagegen zu wehren. Auch wenn das bedeutet, Risiken einzugehen oder Entbehrungen in Kauf zu nehmen – oder wie in Renu's Fall beides.

Dass sich ihr Leben von dem der meisten Frauen in Nepal unterscheidet, ahne ich schon, bevor wir überhaupt ein Wort miteinander gewechselt haben. Noch Wochen später schüttelt sie sich vor Lachen, wenn sie an meinen Gesichtsausdruck bei unserer ersten Begegnung denkt. Renu hatte angeboten, mich in der Nähe meiner Pension zu treffen, um dann gemeinsam zum Büro ihrer Organisation zu fahren. Ich war dankbar, mir das Wälzen von Stadtplänen und Sprachführern ersparen zu können, und sagte zu. Allerdings hatte ich nicht damit gerechnet, dass sich Renu auf einem Motorrad durch den chaotischen und darwinistisch geprägten Rush-hour-Verkehr Kathmandus schlagen und ich mich ein paar Minuten später helmlos an ihre Schultern klammern würde. „Nein, natürlich hattest Du keine Angst, das glaube ich Dir“, zieht sie mich seither auf. „Nur Dein Herz hat schneller geschlagen, nicht wahr? So sagen wir in Nepal, wenn jemand so richtig Schiss hat!“ Selten sieht man Frauen in Nepal irgendein Fahrzeug steuern. Manchmal ein Auto, häufiger einen Roller – aber außer Renu sehe ich in zwei Monaten nicht eine andere Frau auf einem Motorrad. Geschweige denn, eine mit kurzen Haaren.

Renu startete ihren Feldzug gegen eine von Männern dominierte nepalesische Gesellschaft in einem Alter, in dem Mädchen in anderen Teilen der Welt von der großen Liebe Träumen. Mit 16 verließ sie ihr Heimatdorf im ländlichen Osten des Landes, da sie befürchtete, sonst bald verheiratet zu werden. Doch sie wollte zur Schule gehen, studieren, auf eigenen Beinen stehen. Ihre Familie konnte sich das zwar nicht leisten, aber mit einem Job am Vormittag und notfalls in der Nacht würde sie das schon schaffen. In Kathmandu besuchte Renu ein öffentliches College für Mädchen. Eines Tages tauchte dort ein armes Ehepaar auf. Sie suchten nach ihrer minderjährigen Tochter. „Ein reicher Arzt hatte ihnen versprochen, ihre Neunjährige zusammen mit seinen eigenen Kindern zur Schule zu schicken. Dafür müsse das Mädchen nur in seinem Haushalt helfen“, erinnert sich Renu. Ihr Blick schweift in eine für sie scheinbar nie verblässende Vergangenheit. Die Miene verfinstert sich. „Ein unfassbares Glück für die Eltern, die ihren Kindern keinerlei Bildung bezahlen konnten. Ihre Tochter sollte mit Ärztekindern an einer englischsprachigen Privatschule lernen!“ Schon wenige Tage spä-

ter stellte sich heraus, dass dieses Märchen nicht wahr werden würde. Der Arzt tauchte wieder bei der Familie auf, sagte, ihre Tochter habe Gold aus seinem Haus gestohlen und sei seitdem verschwunden. „Was sollte dieses Mädchen mit Gold anfangen?“ Ich sehe die sechzehnjährige Renu förmlich vor mir, denselben empörten Gesichtsausdruck mit den funkelnden dunklen Augen, mit dem die 37-Jährige jetzt davon erzählt. Damals suchten Renu und ihre Schulkameradinnen zuerst das Gespräch mit dem Arzt, doch der empfing sie nicht. Dann klapperten sie alle politischen Parteien ab. Auch die hörten den Jugendlichen nicht zu. Schließlich gingen sie zur Polizei, ließen sich von den Beamten als „Unruhestifterinnen“ beschimpfen – und machten weiter. Sie druckten Flugblätter, verteilten sie an 14 weiteren Schulen, luden alle zu einem großen Treffen, die bei der Suche helfen wollten. Mehr als 40 junge Frauen kamen. Gemeinsam schafften sie es, die Medien auf den Fall aufmerksam zu machen. Die berichteten, die Polizei konnte sich nicht weiter taub stellen – und tatsächlich fanden sie das Mädchen nach einigen Monaten des Druck Aufbaus und Kontakte Knüpfens. „Sie hat als Kindersklavin im Haushalt der Schwester des Arztes gearbeitet – ohne Bezahlung und zur Schule gehen durfte sie natürlich auch nicht.“ Solche Geschichten gehören in Nepal bis heute nicht der Vergangenheit an.

Das war der Beginn der Women's Foundation. Auch wenn die 16- bis 19-Jährigen weder die Absicht hatten, eine Organisation zu gründen, noch Ahnung, wie so etwas funktioniert, hatten doch alle genug Erfahrungen mit Ungleichbehandlung gemacht, um zu wissen, was sie ändern wollten. Auch Renu musste nicht erst Bücher lesen oder den Begriff „Feminismus“ kennen lernen – das Leben auf dem Land im östlichen Nepal hatte sie bereits einschlägig auf die Rolle vorbereitet, die sie von nun an spielen wollte.

Renu hatte mehr Glück als viele andere. Sie wuchs in einer Großfamilie auf, in der es viele Mütter und Väter, Tanten und Onkel gab, die die Kinder gemeinsam aufzogen. Eine Familie, die sie auch noch bei sich wohnen ließ und ihr zu essen gab, nachdem Renus Vater bei der Arbeit im fernen Indien gestorben war und ihre Mutter als Witwe zurück gelassen hatte. Selbstverständlich war das damals nicht, selbstverständlich ist es auch heute noch nicht. Die Geschichte, die mir Renu dann erzählt, zeugt von der Macht des Aberglaubens und der Ohnmacht einer Gemeinschaft angesichts der Herausforderungen eines entbehreungsreichen Lebens auf dem Land. Es muss ein Schlüsselerlebnis für die sechsjährige Renu gewesen sein.

Ihre damals beste Freundin Shanti wohnte im selben Dorf, ging zur selben Schule. Dann starb der Vater des Mädchens. „Ab diesem Moment wurde sie in der Schule als Tochter einer Hexe gehänselt“, erinnert sich Renu. Ihre Mutter und sie wurden von der Familie des Vaters vertrieben, mussten in einer kleinen, zugigen Grashütte leben. Eines Tages spielten Renu und

Shanti vor der Schule. Sie sahen, wie sich eine Gruppe Leute in der Mitte des Marktplatzes sammelte und rannten hin um zu sehen, was los war: „Der Dorfanführer und ein paar andere hatten Shantis Mutter dort hin geschleppt. In letzter Zeit waren in unserem Dorf viele Tiere verendet. Die Leute glaubten, sie habe diese Krankheit über die Tiere gebracht. Also bestrafte sie sie. Sie war 24 Jahre alt und sie haben ihr die Zähne herausgerissen. Meine Freundin war wie gelähmt. Sie konnte nicht sprechen, sie konnte sich nicht bewegen – sie hat nur zugesehen, wie ihre Mutter gefoltert wurde.“ Renu rannte zum Schulleiter, bat ihn, der Frau zu helfen. Als er ankam, hatten sie gerade aufgehört, sie zu schlagen. Weil sie bewusstlos war.

Das Dorf zu verlassen kam auch nach diesem Erlebnis für die beiden nicht in Frage. Wo sollten sie auch hin? Ohne Arbeit, ohne Geld. Und in einer Gesellschaft, in der tote Männer mehr wert sind als lebende Frauen. Zu jedem Todestag muss dem verstorbenen Vater Ehre erwiesen werden. Der Tradition nach müssen dafür ein Priester bestellt und Butter sowie Reis geopfert werden. Zu essen hatten Shanti und ihre Mutter allerdings nie genug. Das Mädchen kam hungrig zur Schule, musste nach der sechsten Klasse aufhören, um auch arbeiten zu gehen. Entsprechend verzweifelt waren Mutter und Tochter angesichts des bevorstehenden Trauertages. Die mittlerweile neunjährige Renu löste das Problem, indem sie ihrer Familie einen Batzen Butter und drei Kilo Reis stahl und es der Mutter ihrer Freundin mit den besten Grüßen von ihrer eigenen überreichte. Als Renu am nächsten Tag aus der Schule kam, war der Schwindel aufgefliegen. Sie musste eine ganze Nacht im „Geisterzimmer“ verbringen, in dem von ihr am meisten gefürchteten, dunklen Raum. So wütend Renus Mutter auch gewesen sein mag – als Shantis Mutter kam, um sich für die Lebensmittel zu bedanken, ließ sie sie in dem Glauben, beschenkt worden zu sein.

In den Dörfern des ländlichen Nepals werde ich noch viele solche Geschichten hören. Von Witwen, die auch im 21. Jahrhundert noch unter diesem gesellschaftlichen Druck leben und unter dem Aberglauben ihrer Nachbarn und den eigenen Schuldgefühlen leiden. Wer das nicht aushält, sucht sein Heil häufig in einer der größeren Städte, die meisten in Kathmandu. Die Frauen kommen in der Hoffnung, irgendeine Arbeit zu finden, um ihre Kinder durchbringen zu können. Doch die meisten Frauen haben keinen Beruf gelernt, können weder Lesen noch Schreiben. Sie werden früh festgelegt auf die Rolle der Mutter und Hausfrau, auf Gedeih und Verderb ihrem Mann bzw. dessen Familie ausgeliefert. Fällt der Ernährer aus, sei es, weil er stirbt, die Frau vor ihm flieht oder er sie verstößt, bleiben die Frauen mit ihren Kindern zurück und können sich in der Regel nur sehr schwer oder gar nicht selbst versorgen. Für viele ist das ein überzeugender Grund, beim Mann zu bleiben.

Wer den Absprung doch schafft und Glück im Unglück hat, findet ein vorübergehendes Zuhause in einem der Frauenhäuser – doch der Platz reicht nie aus. Renu und ich sitzen vor dem größten und mit fast 40 Menschen voll belegten Frauenhaus der Women's Foundation vor den Toren Kathmandus. Schön ist es hier. Der Blick kann frei über die angrenzenden Reisfelder und das Tal zu den Bergen schweifen. Um uns herum toben Kinder, deren neue Familie ohne Männer auskommen muss. Hier leben die Verstoßenen, nach ihnen suchen keine wütenden Ehemänner oder Väter mehr. Dennoch ist das Gelände umzäunt, das schwere Eisentor hütet ein Wachmann. Die Jungs und Männer der Umgebung sollen nicht auf die Idee kommen, ein ganzes Haus voller Frauen sei ein Selbstbedienungsladen, erklärt Renu.

Ich habe sie nie mehr strahlen sehen als in dem Moment, als wir durch die Einfahrt kamen und mehr als 20 Kinder laut „Auntie, Auntie!“ rufend auf uns zustürmten. Sie fielen Renu um den Hals, wer an ihr keinen Platz mehr fand, hängte sich an mich. Die Kinder sind Besuch gewöhnt, die Foundation bringt oft Ausländer her, um Geld einzuwerben. Manchmal springt eine Patenschaft dabei raus, aber die Konkurrenz ist groß. Renu zeigt mir voller Stolz das Grundstück. Den Wohntrakt, der mit Hilfe deutscher Spenden gebaut wurde, und die bisher ungenutzten Räume, in denen bald Frauen auf verschiedene Berufe vorbereitet werden sollen, um ihnen eine größere Unabhängigkeit zu ermöglichen. Das ist ein wesentlicher Bestandteil des Konzepts der Women's Foundation. Die Organisation hat eine kleine Produktionsstätte für Seiden- und Pashmina-Schals aufgebaut. Die Frauen können dort arbeiten und sich so eine Existenz aufbauen. Und einen weiteren positiven Effekt habe das Modell: „Es stärkt das Selbstbewusstsein der Frauen, etwas herstellen zu können, für das andere Menschen Geld bezahlen, weil es ihnen gefällt.“

Wir holpern mit dem Motorrad zurück in die Stadt. Renu wirkt müde. Kaum mehr als drei Stunden hat sie in der vergangenen Nacht geschlafen. Sie führt die Organisation quasi im Alleingang, niemand entscheidet irgendetwas, ohne sie vorher wenigstens um Rat gefragt zu haben. Der Effizienz der Organisation tut das nicht gut. Renu auch nicht. Doch ein anderes Leben kennt sie nicht. Sie hat nie geheiratet, nie eigene Kinder bekommen. Womöglich ist das der Preis für ihre Arbeit. Einsam fühlt sich Renu aber nicht. Wenn man sie danach fragt, lacht sie: „Ich habe mehr als hundert Kinder!“ Und fünf „Schwestern“. Frauen, die aus irgendeinem Grund schwer unterzubringen waren, hat Renu kurzerhand bei sich aufgenommen. Und diese ungewöhnliche Familie will sie mir jetzt vorstellen.

In einem Wohnviertel im Osten Kathmandus steht der Rohbau, der einmal Renus Haus sein wird. Sie hat nicht viel Zeit, sich darum zu kümmern. Vor dem Tor treibt ein alter Hirte mit einem Sonnenhut aus Stroh eine Schar

schnatternder Gänse über ein Reisfeld. In der Hauptstadt liegen Tradition und Fortschritt oft dicht beieinander. Moderne sucht man allerdings vergeblich. Bisher ist von Renu Zuhause nur das Erdgeschoss bewohnbar. „Das ist auch das Wichtigste. Meine Mutter kann keine Treppen mehr steigen,“ sagt Renu. Die 72-Jährige liegt in einem Krankenhausbett. Die rostige Sauerstoffflasche, die ihr das Atmen erleichtern soll, ist größer als die alte Dame selbst. Auf dem Wohnzimmerboden vor ihrem Raum lungern drei Jungs vor dem Fernseher, in dem sich Tom und Jerry Verfolgungsjagden liefern. In einem großen Sessel sitzt blass und verloren die Frau, die Renu eigentlich bei der Betreuung ihrer pflegebedürftigen Mutter hilft. Doch heute geht es ihr selbst nicht gut. Bei jedem Versuch, aufzustehen, geben ihre Beine nach. Mit den Händen verscheucht sie unentwegt Fliegen, die nur sie sehen kann. Renu ruft ein Taxi, das sie ins Krankenhaus bringen soll. Auch für die Behandlung wird sie aufkommen, die Ärzte werden allerdings nichts finden. Es müsse ein psychisches Problem sein. „Ihr Mann hat eine andere Frau geheiratet und mit ihr noch einen Sohn bekommen. Seither hat er mehrfach versucht, sie und ihren Sohn umzubringen“, erzählt Renu, während sie mich in die Küche bugsiert, wo sie mir einen Platz an dem großen Tisch zuweist und mir nach und nach die anderen Frauen vorstellt.

Vier Augenpaare schauen mich ernst an. Wir hatten uns nicht angekündigt. „Meine Familie ist sauer auf mich. Sie hätten für unseren Gast lieber etwas anderes als gebratenen Reis gekocht“, klärt mich Renu auf. Die Frau, die mir dann mit einem verschämten Lächeln ein Glas Wasser und einen schön verzierten und reichlich gefüllten Messingteller hinstellt, ist vielleicht 40, genau weiß das niemand mehr. Wie alt die Söhne sind, wissen die meisten Nepali sehr genau. Bei Mädchen schwimmt die Erinnerung häufig. Die Frau lebte auf der Straße, als Renu sie fand. „Sie hatte komplett den Verstand verloren und schrie den ganzen Tag hysterisch. Das Schlimmste war, dass sie ihren kleinen Sohn bei sich hatte und ihn durch die Gegend schleuderte, dass er schon ganz blutig war.“ Was genau der Frau widerfahren war, weiß Renu bis heute nicht. Doch auf der Straße lassen wollte sie die beiden so oder so nicht. Bei der Erinnerung an damals muss sie grinsen: „Es war gar nicht so einfach, sie wollte nämlich lange Zeit nicht mitkommen.“ Renu zeigt mir die Bissspuren an ihrem Unterarm – eine Folge der ersten Versuche, der Frau ein neues Zuhause zu verschaffen. Als die Women´s Foundation sie soweit hatte, in das Frauenhaus zu ziehen, warf sie dort mit Steinen und Geschirr nach den anderen Bewohnerinnen. „Also habe ich sie bei mir aufgenommen. Ich habe ihr meinen Hausschlüssel gegeben und gesagt: „Du bist jetzt dafür verantwortlich, einen anderen habe ich nicht.“ Dann hat sie zwar erstmal einen auf Boss gemacht und wir mussten alle nach ihrer Pfeife tanzen –

aber mittlerweile geht es ganz gut“, lächelt Renu und nimmt ihre Freundin liebevoll in den Arm.

Während wir gegessen haben, hat ein Mitarbeiter der Produktionsstätte, die ganz in der Nähe des Wohnhauses liegt, ungefragt Renus Motorrad gewaschen und steht jetzt strahlend neben seinem Werk. Die Menschen in ihrem Umfeld scheinen die 37-Jährige zu vergöttern. Die Männer derer, denen sie geholfen hat oder heute noch hilft, nicht. Renu hat sich im Laufe der Jahre an Drohungen gewöhnt. An die fremden Stimmen, die sie mitten in der Nacht über ihr Handy beschimpfen oder ihr mal höflich, mal vulgär mit Konsequenzen, bis zum Tod, drohen. Sie sammelt diese Nummern. Vielleicht interessiere sich ja doch irgendwann einmal jemand dafür, wenn es die Polizei schon nicht tue, erklärt sie und zeigt mir die Einträge in ihrem Mobiltelefon. Sie speichert sie derzeit unter „Blöf“ mit fortlaufender Nummer – bei sieben ist sie bis zur Monatsmitte angekommen.

Um sich selbst scheint sich Renu allgemein wenig zu sorgen. Dafür umso mehr um ihre Schützlinge. Mit Spannung hat sie den Ablauf des Ultimatums gegen den prügelnden Regierungsbeamten erwartet. Doch dann – passierte nichts. Keine Drohungen, aber auch kein Entgegenkommen. Stattdessen fand der Beschuldigte eine andere Lösung für sein Problem: Unter Tränen tauchte er bei der Women's Foundation auf, um sich bei seiner Frau zu entschuldigen. So etwas werde nie wieder vorkommen. Sie müsse zurückkommen. Was sie schließlich auch tat. Renu sieht alles andere als begeistert aus, als sie mir bei unserem nächsten Treffen davon erzählt. „Ich denke, sie hatte Angst um ihre beiden Töchter. Die waren nicht bei ihr im Frauenhaus und sie wusste lange Zeit nicht, wie es ihnen geht“, sagt sie. Für die Women's Foundation ist durch die Versöhnung aber auch eine, wie Renu findet, wichtige Chance vergangen, ein Exempel an einem Politiker zu statuieren. Nun wird seine Frau ihn natürlich nicht mehr anzeigen. Dabei hat sich rechtlich seit den Wahlen 2008 durchaus etwas getan. Zum Beispiel verabschiedete das Parlament am 20. April 2009 den „Domestic Violence and Punishment Act“: Diesem Gesetz nach stehen sowohl mentale und sexuelle als auch finanzielle häusliche Gewalt unter Strafe. Renu und die Women's Foundation haben bereits Fälle vor Gericht gebracht. Mit den Ergebnissen sind sie aber meist unglücklich. „Es dauert ewig und kostet viel Geld, wenn wir vor Gericht gehen. Und selbst wenn wir gewinnen, fühlt es sich meist nicht wie ein Sieg an“, schüttelt Renu den Kopf. Zuletzt hatte die Organisation Erfolg bei einer Klage gegen einen anderen prügelnden Ehemann. „Die Frau hat Recht bekommen. Aber was macht der Richter dann? Er zählt die blauen Flecken – es waren zehn große Blutergüsse – und setzt für jeden blauen Fleck eine Strafe von 50 Rupien fest. Das ist ein Witz. Wen soll das abschrecken?“ Die so verhängten 500 Rupien Strafe entsprechen knapp fünf Euro.

„Dass Frauen ihre Rechte kennen und sogar für sie kämpfen, ist aber an sich schon ein Grund zur Freude“, findet Renu. Der Gedanke scheint sie ein wenig versöhnlich zu stimmen. Schließlich hat sie ihrem Traum für ein besseres Leben der Frauen Nepals bereits mehr als die Hälfte ihres Lebens gewidmet – und ein anderes kann sie sich auch für die Zukunft nicht vorstellen.

3.2 Ganz unten. Oder: Warum an Janakpur kein Weg vorbeigeht

Die meisten Frauen, die bei den Organisationen in der Hauptstadt Hilfe suchen, kommen vom Land. „Dort sind die konservativen Vorstellungen von der Rolle der Frau noch strikter als in Kathmandu, wo sie zumindest teilweise aufbrechen“, sagt Renu Sharma. Also entschlief ich mich, als nächstes in das Terai zu fahren. Von dieser Ebene im Süden Nepals, in der die indische Minderheit, die Madeshi, beheimatet ist, habe ich immer wieder gehört, dass dort die „Traditionalisten“ leben, diejenigen, die besonders auf das Einhalten der Kastengrenzen und Rollenbilder bedacht sind. Außerdem wurde in Janakpur, einer Kleinstadt rund 300 Kilometer südlich von Kathmandu, die 26-jährige Journalistin und Frauenrechtlerin Uma Singh in ihrer Wohnung überfallen und ermordet. „Einige von Uma Singhs Artikeln über Frauenrechte haben Aufsehen und Kritik erregt“, schrieb Reporter ohne Grenzen Anfang 2009. „Die Journalistin kritisierte unter anderem die in ihrem Land weit verbreitete Tradition der Mitgift: Der Brauch verpflichtet die Familie der Braut, vor der Hochzeit eine bedeutende Geldsumme und Landstücke an den künftigen Ehemann zu übergeben.“ Warum bringt man eine Journalistin um, die sich für die Rechte von Frauen einsetzt? Wie bedrohlich kann eine 26-Jährige sein, die für einen lokalen Radiosender in der nepalesischen Provinz arbeitet? ROG schrieb weiter: „Inzwischen ist bekannt geworden, dass am Tag des Mordes an Singh eine andere Journalistin in der südlichen Region Terai Todesdrohungen erhielt. Nach Informationen der Nachrichtengruppe Kantipur wurde deren Korrespondentin Manika Jha im Distrikt Dhanusa von drei bis vier Personen mit dem Tod bedroht.“ Mit vielen Fragen und einem mulmigen Gefühl mache ich mich auf den Weg nach Janakpur – um Manika Jha zu treffen.

4. This is a man's world. Oder: Willkommen im Terai

Die halbe Stunde Flug von Kathmandu katapultiert mich in eine andere Welt. Vor der Tür des kleinen Propellerflugzeugs wartet eine Wand aus

schwüler Hitze. Das Terai ist Flachland, Janakpur liegt nur noch auf 70 Metern Höhe. Seinen ganzen Ruhm verdankt die wenig attraktive Kleinstadt mit ihren 90.000 Einwohnern dem Janaki-Tempel, der jedes Jahr tausende von Hindu-Pilgern anzieht. Ein staubiger Feldweg führt vom Flughafen in die Stadt, in der es keinen Asphalt und nur wenige motorbetriebene Fahrzeuge gibt. Vor dem Flughafenhäuschen warten drei Fahrrad-Rikschas auf Kundschaft. Die meisten Ankommenden werden abgeholt, doch es bleiben immer noch genug übrig, um die Rikscha-Fahrer in eine günstige Verhandlungsposition zu versetzen.

„Hier fängt Indien an“, empfängt mich Bodo Noack, der hier für den Deutschen Entwicklungsdienst (ded) arbeitet. Der diplomierte Forst-Ingenieur lebt seit fast vier Jahren in Janakpur, spricht fließend Nepali und kennt scheinbar jeden. Westliche Touristen verirren sich selten hierher, wahrscheinlich, weil es keine Berge gibt, dafür aber eine unklare Sicherheitslage. Von den zahlreichen bewaffneten Kleinstgruppierungen, die den Bewohnern das Leben schwer machen, werde ich noch hören. Auch für Menschenrechtsaktivisten und Mitarbeiter von Hilfsorganisationen ist das Terai ein gefährlicher Ort. So berichten zum Beispiel Mitarbeiterinnen des Women´s Rehabilitation Centre (WOREC) wiederholt von Drohungen und gewaltsamen Übergriffen. WOREC unterstützt Frauen aus der Region dabei, Selbsthilfegruppen zu gründen und sich gegen die „alltägliche Diskriminierung“ zu wehren. Damit machen sie sich viele Feinde. Der traditionellen Vorstellung nach gehört die Frau zu den Kindern ins Haus, ihr Mann ist ihr Gott, ihm hat sie zu dienen.

Auf der Fahrt über die staubigen Straßen zum Hotel ist mein erster Eindruck, in dieser Stadt leben nur Männer. Die wenigen Frauen verhüllen in der Regel ihr Gesicht, während sie schwer an allerlei Waren schleppen. Selbst im Hotel sind diejenigen, die mir mein Zimmer zuweisen, die Flure wischen und mir im Restaurant das Essen servieren, Männer. In fünf Tagen treffe ich dort nur einmal eine andere Frau. Manika Jha.

4.1 Umas schweres Erbe. Oder: Warum weder Todesdrohungen noch Prügel Manika Jha vom Journalismus abbringen können

„Wenn sie mich jetzt auch noch umbringen, wird niemand mehr da sein, der für unsere Sache kämpft. Das ist mir immer wieder durch den Kopf gegangen, als sie auf mich eingeschlagen haben.“ Manika Jha hat Situationen erlebt, in denen viele andere aufgegeben hätten. Berufsrisiko, meint sie. Ihre Stimme ist viel stärker, als ihr Aussehen vermuten lässt. Die zierliche 20-Jährige wird mich nachhaltig beeindrucken.

Wir sitzen auf einem schmalen Hotelbett, die viel zu schwache, nackte Glühbirne wirft nur ein blasses Licht in den Raum mit den dunkel gestrichenen Wänden. Der Ventilator zerhackt die Geräusche, die von der staubigen Hauptstraße durch die Jalousien dringen. Unser Treffen hat etwas Verschwörerisches. Manikas Blick sagt, „Du musst mich doch verstehen! Du bist doch auch eine Frau, Du bist doch auch Journalistin!“ – dabei könnten die Voraussetzungen nicht unterschiedlicher sein.

Seit sie 16 ist, arbeitet Manika für nepalesische Zeitungen und den Hörfunk, zuletzt berichtete sie regelmäßig für die landesweite Nachrichtengruppe Kantipur aus Janakpur. Ihre Eltern bekümmern sie, dem Journalismus den Rücken zu kehren. Doch dazu ist Manika noch nicht bereit. Trotz allem.

„Ich sehe Uma in meinen Träumen. Jede Nacht.“ Manika war eng mit der Journalistin Uma Singh befreundet, sie sei wie eine große Schwester für sie gewesen. Dann kam diese Nacht vom 11. Januar 2009, in der Manikas Handy klingelte und eine aufgeregte Stimme sie aufforderte, sofort zur Wohnung ihrer Freundin und Kollegin zu kommen. „Als ich ankam, lebte Uma noch. Ich hatte das Gefühl, sie wollte mir noch etwas sagen. Aber im Notarztwagen durfte ich nicht mitfahren – und als ich im Krankenhaus ankam, war sie tot.“ In den vergangenen acht Jahren wurden in Nepal 28 Journalisten umgebracht, zwei sind noch immer verschwunden. Doch der Fall von Uma Singh hat besonders viel Aufregung verursacht. Nach der Beisetzung schrieb der Journalist Prashant Jha aus Kathmandu: „Wir wissen nicht, wer Uma ermordet hat, aber wir wissen, dass ihr Mord anders war als andere. Die meisten Gruppen im Terai, Maoisten eingeschlossen, bevorzugen lokale Waffen, die man jenseits der Grenze für rund 1.000 Rupien kaufen kann. Warum sind in diesem Fall 15 Männer in ihr Haus eingedrungen, haben sie erstochen und ihren Körper fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt? War die Art des Mordes eine Botschaft an sich?“

Auch Manika geht die Frage nicht mehr aus dem Kopf, warum Uma auf diese Weise umgebracht wurde. Darüber, dass ihre Freundin überhaupt ermordet wurde, scheint sie sich weniger zu wundern. Frauen im Terai sind an Gewalt gewöhnt. Lebensrisiko.

Eine 20-Jährige mit großem Selbstbewusstsein und eigenem Kopf, die nicht verheiratet ist und sich auch in der Öffentlichkeit mit Männern unterhält – womöglich sogar mit solchen, die nicht mit ihr verwandt sind – die arbeitet und das auch noch als Journalistin – so eine 20-Jährige passt nicht in das über Jahrhunderte bewährte Weltbild der Mehrheit. Genauso wenig, wie die alleinstehende Uma Singh hinein gepasst hat, die in ihrer eigenen Radio-Show „Garma Garma Chaye“ (Kochend heißer Tee) deutlich Bestrafungen für Gewalt gegen Frauen und das Ende benachteiligender kultureller Praktiken gefordert hatte.

Manika führt diesen Kampf fort, und zwar an vielen Fronten – in manchen Fällen an allen auf einmal: Sie will der indischen Minderheit, den Madhesi, mehr Gehör verschaffen. Die fühlen sich von Seiten der nepalesischen Regierung vernachlässigt. Sie verlangt eine reelle Chance für Frauen im Journalismus, von denen es optimistischen Schätzungen des nationalen Journalistenverbandes zufolge rund 800 im ganzen Land gibt. Die Mehrzahl darf Nachrichten vorlesen und Werbeslogans einsprechen – dank ihrer „angenehmen Stimmen“. Sie propagiert Frauenrechte in einer Kultur, in der Frauen als Bürger zweiter Klasse behandelt werden. „Wenn ein Junge stirbt, ist es eine große Sache. Aber wenn ein Mädchen vergewaltigt oder umgebracht wird, passiert nichts. Die Leute freuen sich höchstens noch, dass sie keine Mitgift mehr zahlen müssen. Das ist eine Haltung in unserem Land, die mir Angst macht“, sagt Manika.

Ein besonders ängstlicher Mensch ist sie offenbar nicht. Nach Umas Ermordung verschärften sich auch die Drohungen gegen sie. Manika hat mich in ihr Elternhaus eingeladen. Am Tor zu dem kleinen Innenhof zeigt sie mir die Spuren jener Nacht: „Ein paar Männer haben dieses Kreuz hier eingegraben“. Gedankenverloren fährt Manika mit ihren schmalen Fingern die Furchen im Holz nach. „Sie sind in den Hof eingebrochen, haben an allen Fenstern gerüttelt, Scheiben eingeschlagen und gerufen „Du bist die nächste, Journalistin!“

Als der regionale Journalistenverband in den Tagen nach dem Mord an Uma zu Streik und Protesten aufgerufen hatte, kamen Leute aus dem ganzen Land in die Provinz. Viele von ihnen fragten Manika, warum sie nicht aufhöre, bevor sie auch noch umgebracht werde. Diese Idee findet sie auch fast ein Jahr später noch befremdlich, ihr irritierter Gesichtsausdruck spricht Bände: „Was passiert schon, wenn ich getötet werde? Nichts. Das ist OK, aber ich kann meine Arbeit nicht aufgeben. Ich kann beweisen, dass eine Frau Journalistin sein kann. Das bin ich Uma schuldig. Sie hat immer gesagt. „Wir sind so wenige Journalistinnen im Terai – Du musst das auch machen, weil Dir Deine Familie die Freiheit dazu lässt!“

Manikas Werdegang ist in vielerlei Hinsicht ungewöhnlich für Mädchen im ländlichen Nepal. Als sie 16 war, erlaubten ihre Eltern ihr nicht nur, sich im Journalismus zu versuchen, sie ermutigten sie sogar dazu, nicht aufzugeben. „Normalerweise versucht ein Vater, seine Tochter so früh wie möglich zu verheiraten, damit sie zur Familie des Mannes ziehen kann und die Eltern sie los sind“, erklärt Manika. Ihr Vater ist Lehrer, die Mutter Psychologie-Professorin, Manikas ältere Brüder und Schwestern sind auch Lehrer oder Ärzte. Sie gehören der Brahmanen-Kaste an und wollen, dass auch ihre jüngste Tochter einen sinnvollen Beitrag zur Gesellschaft leistet. Damals glauben sie noch, dass das für Frauen im Journalismus möglich ist.

Mit 17 sprach Manika bei der nationalen Tageszeitung der Kantipur-Gruppe vor. Die wollte den Teenager zunächst nicht, fand das Risiko zu hoch. Also arbeitete sie ein halbes Jahr lang Tag und Nacht ohne Bezahlung – und bekam den Job. Doch nach diesem anfänglichen Erfolg fingen die Probleme erst an. Gesprächspartner, meist Männer, glaubten nicht, dass das Mädchen für die Zeitung arbeitete. Bei der Polizei bekam sie wenig hilfreiche Antworten wie „Frag doch nicht nach so was, du bist noch so jung!“ oder „Iss mal lieber Schokolade!“. In den vergangenen drei Jahren trotzte Manika den meisten ein Mindestmaß an Anerkennung ab. Doch einfach ist es bis heute nicht. Einer der Tiefpunkte war eine Pressekonferenz, deren Gegenstand sie selbst war.

Im Frühsommer 2009 wollte Manika über ein Treffen der Kommunistischen Partei der vereinigten Marxisten-Leninisten (CPN UML) in einem Dorf außerhalb Janakpurs berichten. Die Busse wurden wie so oft bestreift, also bat sie einen Polizisten, sie mitzunehmen. Sie recherchierte ihre Geschichte und konnte mit ihm auch wieder zurück in die Stadt fahren. Für den Rest der Strecke zu ihrem Elternhaus wollte sie eine Rikscha nehmen. Doch es war keine da. Es war sieben Uhr abends, als fünf betrunkene Jugendliche auf sie zukamen, sie beschimpften und versuchten, sie anzufassen. „Als ich mich gewehrt habe, haben sie mich geschlagen – ins Gesicht, die Schultern, die Brüste, überall. Als ich am Boden lag, sind sie irgendwann abgehauen.“ Ein Rikscha-Fahrer fand sie schließlich. Einen Monat lang war sie bettlägerig. Manika erzählt das so teilnahmslos, als ginge sie das heute nicht mehr viel an. „Ich hatte keine Angst“, ergänzt sie schnell. Sie hätte nur immer daran denken müssen, wer ihre Arbeit fortsetzen würde, hätten sie sie totgeschlagen. „Ich weiß, ich arbeite, also kann ich verprügelt werden.“

Zwei Tage nach dem Überfall hat der nationale Journalistenverband besagte Pressekonferenz einberufen. „Mein Körper war sehr schwach, ich konnte nicht alleine laufen. Also hat mich meine Mutter hingebacht“, erinnert sich Manika. Im Nachhinein hätte sie lieber darauf verzichtet. „Ich war sehr schockiert: Alle haben gefragt, warum ich nachts unterwegs war und was ich überhaupt in diesem Dorf zu suchen gehabt hätte. Schließlich sei ich ein Mädchen, ob ich das überhaupt wüsste.“ Vorwürfe statt Unterstützung. „Aber ich bin eben Reporterin bei einer nationalen Zeitung, also musste ich da hin“, rechtfertigt sich Manika, als müsse sie sich ab und zu selbst Mut zusprechen und den Sinn ihrer Anstrengungen in Erinnerung rufen.

Journalisten im Terai setzen sich generell vielen Gefahren aus. Die Konflikte zwischen den Volksgruppen verschärfen sich. Außerdem gibt es einige hundert bewaffnete Gruppierungen – meist geht es um Geld und Einfluss, nicht unbedingt um Politik. Rajesh Kahn, Mitbegründer und Manager von Radio Janakpur FM, beschreibt: „Wenn wir über die einen berichten,

beschweren sich die anderen. Gehen wir gar nicht auf sie ein, drohen sie, unsere Häuser in die Luft zu sprengen und unsere Kinder zu entführen. Oft mache ich, was die von mir verlangen.“ So geht es vielen. Weil der Druck zu groß wird – oder manchmal auch die Versuchung. Manika träumt von einem nepalesischen Journalismus, in dem Dinge wie Ethik und Verantwortungsgefühl eine Rolle spielen. Obwohl sie nie eine einschlägige Ausbildung genossen hat und ihre Kollegen zumeist keine strahlenden Vorbilder sind: „Viele Journalisten sehen sich als Vierte Gewalt im Land, aber unter welchen Bedingungen verstehen sie nicht. Ich finde, wir haben unserer Gesellschaft gegenüber eine Verantwortung. Aber die meisten nutzen ihre Position lieber aus, um Geld und andere Gegenleistungen von Menschen zu erpressen“, empört sich Manika. Aber so funktioniert Pressefreiheit nicht. „Die Regierung gibt eine gewisse Freiheit, also kannst Du nicht einfach Geld von allen Seiten nehmen. Schon gar nicht von diesen Verbrechern.“

Manika kennt selbst viele Altersgenossen, die irgendwelchen bewaffneten Gruppierungen beigetreten sind: „Die wollen mich entweder überzeugen, mitzumachen. Oder sie graben mich blöd an, weil sie mich in erster Linie als Mädchen und nicht als Journalistin sehen. Also denken sie, sie könnten Spaß mit mir haben. Das hat auch Vorteile: Wenn sie betrunken sind und so daherquatschen, bekomme ich jede Menge Informationen“. Manika lacht und versinkt einen Moment in ihren Gedanken. „Aber es ist auch gefährlich. Eigentlich sollte ich gar nicht mit Männern reden, weil sie dann sofort denken, ich sei ihre Freundin. Das ist ein spezielles Problem, das wir weiblichen Journalisten haben.“

Als ich Radiomanager Kahn danach frage, was er denn von Frauen hält, die als Journalistinnen und Reporterinnen arbeiten, lacht er nur. Er sucht die verständnisvollen Blicke der anderen Männer im Raum und zuckt mit den Schultern, als wolle er sagen, das müsse er doch nun wirklich nicht auch noch kommentieren. Das deutlich zu sagen, verbietet ihm vermutlich die Höflichkeit mir gegenüber, schließlich bin ich immer noch Ausländerin. Und bei denen, die Erfahrung mache ich immer wieder, sind selbst die größten Traditionalisten bereit, es nicht so genau zu nehmen mit dem Einhalten von Regeln und Rollenbildern. Allerdings finde ich bis zuletzt nicht heraus, ob das ein größeres Maß an Toleranz zeigt oder der Tatsache geschuldet ist, dass in ihren Augen bei Ausländerinnen ohnehin schon jede Hoffnung verloren ist.

In Janakpur gibt es eine ganze Reihe kleiner Radiosender und eine Menge „Zeitungen“, die oft genug nur aus zwei Seiten mit 70 Prozent Werbung bestehen. Medien sind bisher noch ein lohnender Geschäftszweig. Als nächstes begleitet mich Manika zu dem Sender, in dem Uma Singh bis zu ihrer Ermordung gearbeitet hat. Der Eingang zu Radio Today FM ist kaum zu finden. Im

ersten Obergeschoss eines in scheußlichen Pastellfarben gestrichenen Hauses liegen die Büros und Studios des kleinen Lokalsenders. Ein mit einem orangefarbenen Blumenkranz geschmücktes Foto erinnert im Aufenthaltsraum an die verstorbene Kollegin. Schon auf Fotos war Uma eine sehr hübsche Frau.

Der Chef hat keine Zeit für uns, doch ein Redakteur stellt sich mir als „sehr guter Freund“ der Verstorbenen vor und drückt wortreich seine Trauer über den Verlust aus. Ich merke förmlich, wie sich Manika immer mehr verspannt. Auf dem Weg nach draußen verzieht sie das Gesicht. Das überschwängliche Verhalten des Mannes fand sie ähnlich befremdlich wie den Rummel direkt nach Umás Tod: „Alle haben ein Riesentheater veranstaltet und geheult. Aber als Uma noch lebte, hat ihr niemand geholfen oder Chancen eröffnet. Der eigene Sender hat ihr keine Möglichkeit gegeben, vor Ort zu recherchieren. Sie hat immer zu mir gesagt: „Ich bin wie in einem Gefängnis! Ich will frei arbeiten, aber sie geben nur den männlichen Journalisten eine Chance“. Ganz ungehört blieb Uma aber sicher nicht. Sie moderierte eigene Sendungen in Maithili, einer der Amtssprachen Nepals, die vor allem im östlichen Terai verbreitet ist. Und sie hat kein Blatt vor den Mund genommen, wenn es darum ging, kulturelle Praktiken und Misshandlungen von Frauen zu kritisieren. Ihre Freunde glauben, dass ihr das zum Verhängnis wurde. Ihre Kollegen vermuten, dass ihre explizit kritischen Berichte über führende Lokalpolitiker der Maoisten sie das Leben kosteten. Umás Vater und Bruder waren im Bürgerkrieg von den Maoisten verschleppt und ermordet worden – Uma habe den Journalismus als eine Chance begriffen, sich an den in ihren Augen Verantwortlichen zu rächen, indem sie sie, wann immer möglich, öffentlich brandmarkte. Die offizielle Regierungsuntersuchung zu dem Mord hat wieder etwas anderes ergeben. Eine Streitigkeit innerhalb der Familie in einer Erbschaftsangelegenheit soll Auslöser der Tat gewesen sein. Auch wenn das weder Freunde noch Kollegen glauben – dass im Fall Uma Singh noch weiter ermittelt wird, ist unwahrscheinlich.

So oder so hatte ihr Tod eine abschreckende Wirkung auf viele. Umesh Sheh ist Präsident der Journalisten-Gewerkschaft im Dhanusa-Distrikt und bedauert das sehr. „Vor dem Mord kamen immer mehr Frauen in den Journalismus, obwohl das die Familien normalerweise nicht gut heißen. Aber es war gerade so eine Phase, in der der Beruf irgendwie als glamourös galt und sich so für einige Mädchen Chancen eröffneten. Aber jetzt sind die meisten Mädchen und übrigens auch jungen Männer abgeschreckt.“

Nur nicht Manika. Obwohl sie als Journalistin außer ihren Eltern nach wie vor nicht viele Anhänger hat. „Die meisten Leute glauben, ich habe einen schlechten Charakter und schlafe mit haufenweise Männern, weil ich eine solche Arbeit mache.“ Entsprechend selten sind die Momente, in denen sie positive Rückmeldungen bekommt – aber es gibt sie. Wenn Manika durch

die Straßen ihrer Heimatstadt läuft, kommen immer wieder Frauen auf sie zu und umarmen sie. Über viele hat sie schon berichtet, andere kennt sie nicht einmal. Gedankenverloren sieht die 20-Jährige einer Frau nach, die sie während einer ihrer Recherchen kennengelernt hat: „Ihr Mann schlägt sie immer noch. Aber ich habe das Gefühl, es wird besser. Sie hat mehr Selbstbewusstsein.“ Sie lächelt. Wahrscheinlich sind es solche Momente, in denen sie sicher ist, weiterhin Partei für die Schwächeren ergreifen zu wollen. Wie es auch Uma Singh getan hat.

Schon lange frage ich mich, welche Schlüsse das Mädchen Manika ganz privat aus all dem Erlebten zieht. Bei unserer letzten gemeinsamen Rikscha-Fahrt ergibt sich endlich die Gelegenheit, sie danach zu fragen. „Heiraten, eine eigene Familie gründen – das werde ich niemals! Dann könnten mir mein Mann oder seine Familie sofort verbieten, zu arbeiten.“ Und etwas anderes, als Journalistin zu sein, will sie sich nicht vorstellen. Jedenfalls noch nicht so bald. „Vielleicht gehe ich mit 50 in die Politik. Da gibt es auch noch viel zu tun.“

4.2 Kaffeeklatsch bei Nepals erster Frauenministerin oder: Warum Nepal wahrscheinlich immer ein Entwicklungsland bleiben wird

Lila Koirala empfängt in ihrem Zuhause in Janakpur. Es hat schon etwas von einer Audienz, wie die Dame mit dem weißen Haar und ihren über 70 Jahren so vor mir sitzt. Ein Ventilator fächert ihr Luft zu, irgendjemand ist immer in der Nähe, um auf ihr Geheiß Tee und Apfelschnitten zu servieren. Lila Koirala hat nicht viel Zeit. Die rüstige Politikerin ist mitten im Wahlkampf für ihre Nepalesische Kongresspartei (NCP). An ihr Altenteil will sie scheinbar noch lange nicht denken. In den 90er Jahren war sie die erste Ministerin Nepals. Ihr Ressort: Frauenangelegenheiten und Soziales. Manche sagen, ihre Ehe mit dem beliebten Politiker Saroj Prasad Koirala sei hilfreich für diese Besetzung gewesen. Dieser war in der nepalesischen Demokratiebewegung aktiv und wurde 1973 im indischen Maduwani umgebracht, vermutlich im Auftrag des damals in Nepal herrschenden Panchayats. Saroj Prasad Koirala gilt seither als Märtyrer. Deren Familienangehörige werden hoch geschätzt, bekommen vom Staat finanzielle Unterstützung und werden in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, zum Beispiel beim Schul- oder Arbeitsplatz, bevorzugt behandelt.

Die Koiralas sind ohnehin eine einflussreiche, eine privilegierte Kaste in Nepal. Die heutige Außenministerin und stellvertretende Staatschefin ist eine von ihnen. Ich war sehr gespannt auf das Treffen und auf Lila Koirala. In vielen Gesprächen hatte ich gehört, dass es zwar Frauen in der Politik gebe, sie aber im großen und ganzen Marionetten ihrer mächtigeren männ-

lichen Kollegen seien. Doch immerhin war diese Frau Ministerin, nicht bloß Abgeordnete. Nach dem Gespräch mit Lila Koirala wird nur das vertraute ich-hatte-es-mit-einem-Politiker-und-nicht-mit-einer-Person-aus-Fleisch-und-Blut-zu-tun-Gefühl bleiben.

Nachdem ich mir umfangreiche Erinnerungen an frühere dienstliche Europa-Reisen angehört habe („Der Rhein ist ein wirklich sauberer Fluss!“), kommen wir schließlich zu den Bereichen ihrer Arbeit als Politikerin, die mich mehr interessieren. „Im Vergleich zu anderen Ländern haben Frauen in Nepal wohl eher einen schweren Stand“, sagt Koirala. Aber auch in europäischen Ländern sei ja nicht alles toll, ergänzt sie.

Sie habe während ihrer Amtszeit vieles angeschoben, was andere Parteien später umgesetzt hätten, zum Beispiel das Recht auf Eigentum und das Recht auf Staatsbürgerschaft unabhängig von einem männlichen Familienmitglied. Das waren tatsächlich Meilensteine in der nepalesischen Frauenpolitik. „In den nächsten 20 Jahren kommt es vor allem darauf an, die Chancen der Frauen in allen Lebensbereichen zu verbessern“, konstatiert sie. Die Statements von Lila Koirala klingen in meinen Ohren genauso konkret wie die anderer Politiker anderswo auf der Welt. Wie das denn funktionieren solle, möchte ich gerne wissen, angesichts einer Kultur, in der Frauen auch heute noch überwiegend wie Bürger zweiter Klasse wahrgenommen würden? „Der Schlüssel ist Bildung. Durch die Bildung wächst das Bewusstsein der Frauen für ihre Rechte“, erklärt Koirala – und das wolle sie mit ihrer Partei angehen. Auf die Bemerkung hin, dass dieses ehrgeizige Vorhaben einiges kosten werde, zumal schon allein die Alphabetisierungsrate bei Frauen in Nepal erschreckend niedrig ist – nur ein Drittel der weiblichen Bevölkerung kann lesen und schreiben – winkt sie ab: „Das ist kein Problem. Das Geld dafür bekommen wir aus dem Ausland! Deutschland, die USA, Europa – diese Länder unterstützen uns seit Jahrzehnten und investieren besonders in die Bildung.“

Auf dem Rückweg denke ich noch lange darüber nach, was die Jahrzehnte Entwicklungshilfe bewirkt haben, wenn selbst die Regierungsparteien gar nicht erst in Erwägung ziehen, aus ihrem eigenen Haushalt und aus eigener Kraft überlebensfähige Strukturen für ihre Bürger zu schaffen. Aber auf den guten Willen der Geberländer kann und wird Nepal ja wahrscheinlich auch in den kommenden Jahrzehnten noch zählen können.

4.3 Der Weiber-Anwalt. Oder: Wie leicht es in Nepal ist, seine Frau loszuwerden

Balkrishna Karki muss ein Mann mit starken Nerven sein. Er ist Anwalt und hat sich auf Fälle von Gewalt gegen Frauen spezialisiert. Und er hat die

Erfahrung gemacht, dass Frauen so gut wie keine Chance haben, vor Gericht ihr Recht zu bekommen. Selbst seine Freunde halten ihn für verrückt, weil er sich für sie stark macht. Sie sagen zu ihm, er sei wohl selbst schon ein Weib, und meinen das durchaus als Beleidigung.

Seit vier Jahren fährt Karki für die Organisation Legal Aid and Consultancy Centre (LACC) durch die Dörfer im Dhanusa Distrikt im Süden Nepals, spricht mit den Bewohnern und bietet seine Hilfe an. Oft hören Frauen durch ihn oder seine Kolleginnen zum ersten Mal davon, dass sie auch Rechte haben, nicht nur Pflichten. Dass sie es nicht erdulden müssen, von ihrem Mann geschlagen zu werden, nichts zu essen zu bekommen, um ihren Besitz und ihr Erbe betrogen zu werden – auch, wenn das die gängige Praxis ist, auch, wenn bisher niemand ihre Partei ergriffen hat, auch, wenn die Polizei sich in der Regel weigert, Frauen zu helfen.

Ich treffe den Anwalt in dem einzigen Frauenhaus der Gegend in Janakpur, wo er heute drei seiner Klientinnen berät. Wir sitzen im Schatten der Bäume und trinken gemeinsam Tee. Die Frauen mustern mich interessiert und wundern sich, dass ich ihre Geschichten hören will. Häufig kommt das nicht vor. Mit seiner schwarzen Lederjacke, den Jeans und der verspiegelten Sonnenbrille sieht Karki nicht gerade aus wie ein Frauenrechtsaktivist – aber womöglich hilft ihm gerade das, wenn er mit den Dorfbewohnern verhandelt.

Erste Priorität der LACC-Anwälte ist es, eine Gerichtsverhandlung zu vermeiden. Sie wissen, dass es viel effektiver ist, die Dorfgemeinschaft dazu zu bewegen, in Missstände einzugreifen, einer Frau zu helfen. Und was habe eine Frau schon zu erwarten, wenn sie nach einer Gerichtsverhandlung gegen den eigenen Mann in ihr Dorf zurückkehre, gibt Balkrishna Karki zu bedenken. Oft lasse sich eine Lösung finden, an die Vernunft der Beteiligten appellieren. Häufig genug aber auch nicht.

Wie im Fall von Geeta Sah. Die 21-Jährige blickt auf fünf turbulente Ehejahre zurück. Die meisten hat sie ohne ihren Mann verbracht. Er ging nach Katar, um in dem Emirat zu arbeiten. Von dem dort verdienten Geld schickte er aber nichts in seine alte Heimat. „Mein Schwiegervater hat eines Tages gesagt, er könne sich nicht leisten, mich weiter durchzufüttern“, erzählt Geeta. Wie in Nepal üblich, lebte sie seit der Hochzeit bei der Familie ihres Mannes. Diese strich die Mitgift ein und ließ sie in ihrem Haushalt schuften, kümmerte sich aber ansonsten nicht weiter um das Mädchen. Um nicht auf der Straße zu landen, arbeitete sie zusätzlich im Haus des Onkels ihres Mannes, aber auch der konnte sie dafür nicht auf Dauer bezahlen. Er hatte jedoch von einem Großgrundbesitzer gehört, der auf der Suche nach einer Haushaltshilfe war. „Das lief auch erst gut. Aber nach zwei Monaten ging der Hausherr nach Amerika. Als er weg war, hat einer seiner Söhne versucht,

mich zu vergewaltigen“, erzählt Geeta. Den Job aufgeben kam nicht in Frage, doch bei der Rückkehr konfrontierte sie ihren Chef damit. „Er hat mir nicht geglaubt. Das sei unmöglich. Und dann hat er mich rausgeschmissen.“ Um diese Zeit herum kehrte der verschollen geglaubte Ehemann aus Katar zurück. Doch statt sie zu unterstützen, wollte er sie nun nicht mehr als seine Ehefrau anerkennen. Sein Onkel hatte ihm von dem „Vorfall“ im Haus des Grundbesitzers erzählt. Geetas Ruf war ruiniert, in den Augen ihres Mannes hatte sie einen „schlechten Charakter“. „Die Dorfgemeinschaft wollte mir sogar helfen, redete auf meinen Mann und seine Familie ein. Aber die wollten mich nicht mehr“, sagt Geeta. Und anderswo fand sie aufgrund der Geschichte bei ihrem letzten Job auch keine Arbeit mehr, mit der sie sich Unterkunft und Nahrung hätte finanzieren können. Eine Nachbarin erzählte ihr schließlich von LACC und dem Frauenhaus, seitdem lebt sie hier. Balkrishna Karki ist einer einvernehmlichen Lösung mit dem Ehemann noch nicht näher gekommen. Dieser hat gar nicht erst lange gewartet sondern inzwischen schon wieder geheiratet. Es sieht schlecht aus für Geeta, denn jetzt bleibt nur noch der Gang vor Gericht, um wenigstens einen Teil des Besitzes, der einer Ehefrau dem Gesetz nach zusteht, zu erstreiten. Besonders im konservativen Terai ist das ein beschwerlicher Weg.

Balkrishna Karki zeichnet das Bild eines schier unüberwindbaren Zwei-Klassen-Systems: „Unsere Kultur ist von Männern dominiert. Ihnen gehört alles und sie haben immer Recht – dem Gesetz nach stimmt das zwar nicht, aber so ist es in den Köpfen der Menschen“, sagt Karki. Deshalb sei es für Frauen schwierig, ihre Rechte einzufordern. „Wenn sie vor Gericht gehen wollen, brauchen sie immer Unterstützung von Männern. Deshalb wollen es viele Frauen gar nicht erst versuchen, weil sie denken, dass sie ohnehin nicht viel erwarten können“. Erschwerend komme der Druck aus dem Dorf hinzu. „Wenn sie vor Gericht geht, sagen alle Männer im Dorf, sie habe einen schlechten Charakter. Das schüchtert die Frauen ein. Den Mann begleiten die anderen Männer zu den Verhandlungen, um ihn zu unterstützen. Die Frau wird von niemandem begleitet – würden andere Frauen das versuchen, würden sie auch verprügelt.“ Hat es eine Frau dann doch gewagt, sieht sie sich einer Gerichtswelt gegenüber, die bisher auch von Männern dominiert wird. „Die können und wollen sich nicht in ihre Lage versetzen. Wenn sie was erzählen will, hört ihr keiner zu. Selbst der Richter denkt automatisch, sie ist nur eine Frau, also kann sie nicht im Recht sein“. Für Balkrishna Karki sind das einfach die Gegebenheiten, mit denen er umgehen muss – kein Grund für Resignation oder Zweifel. Die kann er sich im Interesse seiner Klientinnen auch nicht leisten.

Auch bei der Schwangeren, die mir gegenüber sitzt, sind bisher alle Vermittlungsversuche gescheitert. Ranseena Mandal ist etwa 25. So genau hat

sich niemand gemerkt, wann das Mädchen geboren wurde. Ihr erster Mann ist nach Saudi Arabien gegangen und kam nicht mehr zurück. Auch in ihrem Fall konnten oder wollten sie die Schwiegereltern nicht unterstützen, also arbeitete auch Ranseena als Hausmädchen bei Fremden. „Der jüngste Sohn der Familie mochte mich. Ich wurde schwanger“, erzählt Ranseena und streicht über ihren dicken Bauch. Die beiden heirateten – Papiere gibt es darüber aber wie so oft keine. Schon kurze Zeit später fingen die Probleme an, weil ihre Schwiegermutter sie nicht akzeptierte. Ich muss an ein nepalesisches Sprichwort denken, von dem mir Renu Sharma erzählt hatte: Der größte Feind einer Frau ist eine andere Frau. In den meisten Fällen dürfte das die Schwiegermutter sein. Jede von ihnen musste unter ihrer eigenen Schwiegermutter leiden, doch kaum erlangen sie selbst diesen Status, verhalten sie sich auch nicht besser.

Ranseenas Schwiegermutter schlug sie, wenn sie die Hausarbeit nicht in ihrem Sinne erledigte. Oder auch einfach nur so. Ihr Ehemann verließ nach kurzer Zeit das Dorf, ging nach Janakpur und will seitdem nichts mehr von Ranseena wissen. Die blieb schwanger und allein zurück. „Es wurde immer schlimmer. Eines Tages hat mich mein Schwiegervater immer und immer wieder in den Bauch geschlagen. Ich sollte das Kind verlieren. Er hat sogar gedroht, mich umzubringen – damit seien dann seine Probleme erledigt“, erzählt die junge Frau. Sie hatte diesen Übergriff der Polizei gemeldet, doch die verweigerte ihr die Hilfe. Auch Anwalt Karki macht mit der Polizei häufig schlechte Erfahrungen: „Die beschimpfen mich mittlerweile schon. Neulich wollten sie wissen, warum ich immer mit Frauen ankäme, um denen zu helfen und ob ich keine richtige Arbeit hätte.“

In Ranseenas Fall ergab das Gespräch mit der Familie nichts: „Alle geben ihr die Schuld. Ihr Mann sagt, sie sei charakterlos und das Kind nicht von ihm. Das müssen wir jetzt vor Gericht klären lassen.“ Es scheint in Nepal wirklich einfach zu sein, seine Frau loszuwerden.

Als letzte stößt Reena Kumari Mahara zu uns. Sie hat noch in der Küche geholfen, jetzt sitzt mir eine Zwölfjährige mit ernsten Augen gegenüber und erzählt mit leiser Stimme, wie der Bruder ihrer Schwägerin versprochen hatte, sie zum Einkaufen mit in die Stadt zu nehmen. „Ich wollte gerne mit nach Janakpur fahren. Aber er brachte mich nicht zurück, sondern setzte mich in den Zug nach Indien“, sagt Reena. Er hatte sie verkauft. Reenas Schwägerin hielt es offenbar für eine gute Idee, mit dem Mädchen Geld zu verdienen, anstatt für eine spätere Heirat und die entsprechende Mitgift Geld ausgeben zu müssen. Ihrem Mann, Reenas Bruder, sagte sie nichts davon.

Der begann schließlich auch, seine kleine Schwester zu suchen – und fand sie nach vier Tagen kurz hinter der indischen Grenze auf dem Weg nach Delhi. Als was sie dort hätte arbeiten sollen, ob als Haushaltshilfe oder als

Prostituierte, weiß niemand. Und über das, was in den vier Tagen passiert ist, spricht die Zwölfjährige nicht. Für den Heiratsmarkt war sie aber offenbar verbrannt. Der funktioniert nach strengen Regeln: Mädchen dürfen nicht zu gebildet sein, das treibt den Preis der Mitgift nach oben. Sie müssen einen untadeligen Ruf haben, allein mit einem Jungen auf der Straße zu sprechen, könnte sie als Mädchen mit „schlechtem Charakter“ brandmarken. Selbst in gebildeten Familien und gerade in den höheren Kasten herrsche diese Vorstellung noch heute, wie mir meine Übersetzerin erzählt. Ein Mädchen, das vier Tage alleine auf einem indischen Bahnhof verbringen musste, bietet eine große Projektionsfläche für Phantasien. Möglicherweise führten solche Überlegungen dazu, dass Reenas Odyssee nach der Rückkehr in ihr Dorf nicht vorbei war. Die Dorfgemeinschaft hatte beschlossen, das Mädchen sofort zu verheiraten – und zwar mit dem mehr als dreimal so alten Bruder ihrer Schwägerin, der sie zuvor verkauft hatte.

Über Gefühle spricht Reena nicht. Das finde ich nicht weiter verwunderlich, schließlich bin ich eine Fremde. Aber mir ist auch schon bei den anderen beiden Frauen aufgefallen, dass sie die Frage nach ihren Empfindungen offenbar gar nicht so recht einzuordnen wissen. Vermutlich haben ihre eigenen Gefühle ebenso wie Wünsche und der Begriff „Zukunft“ bisher nie eine Rolle in ihrem Leben gespielt. Es wurde immer über sie bestimmt.

Reena kam jetzt aber ihre Mutter zu Hilfe, denn auch sie fand die Hochzeitspläne allzu unvorstellbar. Damit zog sie den Zorn der Dorfgemeinschaft auf sich, die sowohl Mutter als auch Tochter verprügelten. Seither lebt die 12-Jährige ganz ohne Familie in diesem Frauenhaus. „Zu ihrer Sicherheit“, wie Anwalt Karki erklärt. Die LACC-Mitarbeiter versuchten zwar noch, durch Gespräche mit den Dorfbewohnern und der Familie eine Rückkehr in ihr Heimatdorf zu ermöglichen. Dass das gelinge, sei aber laut Karki nicht sehr wahrscheinlich. Als ich mich gerade verabschieden will, rückt Reena doch noch mit einem Wunsch raus. Sie scheint intensiv darüber nachgedacht zu haben: „Ich möchte weiter lernen können.“ Diesem Wunsch steht für die nächsten ein bis zwei Jahre nichts im Wege. So lange kann sie in dem Frauenhaus bleiben und zur Schule gehen. Doch was aus der dann 14-Jährigen wird, vermag jetzt noch niemand zu sagen.

4.4 Doppelt diskriminiert. Oder: Wie Fische und eine hässliche Pflanze Unberührbaren eine Chance verschaffen

Kaum rumpelt der Jeep über die letzten Meter staubiger Ackerfurche in Richtung Dorfplatz, schon strömen von überall die Bewohner zusammen. Diesen Besuch von Manoj Kumar Thakur haben sie schon sehnsüchtig er-

wartet. Sie haben einiges zu besprechen, seit immer mehr ihrer Fische auf mysteriöse Weise verenden. Thakur arbeitet für die lokale NGO Janaki Women Awareness Society, die sich im Dhanusa-Distrikt für die Rechte von Frauen einsetzt. Besonders schwer haben es diejenigen, die auch noch einer der unteren Kasten angehören. Die Menschen in den beiden Dörfern, die wir an diesem Tag besuchen, sind Dalit, sogenannte „Unberührbare“. Obwohl deren Diskriminierung per Gesetz verboten ist, sieht die Realität anders aus: In vielen Dorfgemeinschaften scheuen sich die Mitglieder anderer Kasten davor, von Dalit berührt zu werden. Sie versagen ihnen den Zugang zu denselben Brunnen, weil dadurch das Wasser „verdorben“ würde. Vielerorts dürfen Dalit noch nicht einmal Geschäfte betreten.

Doch das Hauptproblem der Dalit ist die Armut. Sie haben keinen Besitz, meist schuften sie in einer Art Leibeigenschaft auf den Feldern von Grundbesitzern und bekommen dafür einen Bruchteil der von ihnen erwirtschafteten Reisernte. Der Ertrag reicht für vielleicht neun von zwölf Monaten. Wenn der Monsun nicht so trocken ausfällt, wie im vergangenen Jahr. Da die Arbeiterinnen in Naturalien bezahlt werden, müssen sie Schulden machen, wenn zum Beispiel jemand krank wird oder sie Nahrung dazu kaufen müssen. Es ist ein Teufelskreis, denn Banken leihen Dalit aufgrund mangelnder Sicherheiten in der Regel kein Geld. Kredite bekommen sie wiederum von den Großgrundbesitzern – zu horrenden Zinssätzen, was die Abhängigkeit über Generationen zementiert. Diese Abhängigkeit zu mindern und vor allem den Frauen eine Verdienstmöglichkeit zu erschließen, sind die zentralen Ziele der Janaki Women Awareness Society. Den Grundbesitzern ist das ein Dorn im Auge. „Kürzlich hat uns einer von ihnen sehr deutlich gesagt, dass er das gar nicht gut heißt, wenn seine Arbeiterinnen unabhängiger würden“, berichtet der Entwicklungsshelfer Bodo Noack. Er unterstützt die einheimische Organisation bei der Umsetzung ihrer Projekte und ist mit in das Dorf der Neu-Fischzüchterinnen gefahren.

Zwei Frauen breiten große Decken aus. Ihr Dorf liegt weniger als 50 Kilometer von Janakpur entfernt, doch die Fahrt über die kaputten Landstraßen und schmalen Feldwege dauert eine gefühlte Ewigkeit. Das Dorf besteht aus nicht mehr als zehn Hütten, die Wände aus Lehm, Dächer aus Stroh und statt Türen und Fenstern Löcher haben. Vor allem Kinder, Frauen und Alte leben hier, die Arbeitskraft der jungen Männer fehlt. Diese sind wie so viele Nepali nach Saudi Arabien oder Indien gegangen, haben Frauen und Kinder zurück gelassen. „Von dem Geld, das sie dort verdienen, sehen ihre Familien in der Regel nichts“, bestätigt Bodo Noack, was ich schon in anderen Teilen des Landes gehört habe.

Um uns herum schreien Säuglinge, begutachten Kinder im Grundschulalter aufmerksam unseren Jeep oder verstecken sich verschämt hinter ihren

Müttern. Die hohe Anzahl an Kindern ist auffällig. Die Familien probierten so lange weiter, bis ihnen endlich ein Junge geboren werde, erklärt mir Bodo Noack später. Keines der Kinder trägt Schuhe, ihre aufgeblähten Bäuche zeugen davon, wie schwierig es für die Gemeinschaft ist, alle ausreichend zu ernähren.

Manoj Kumar Thakur hört aufmerksam zu, greift nur ein, wenn es allzu chaotisch wird und alle durcheinander schreien. Sie vermuten, dass jemand absichtlich ihre Teiche vergiftet hat. Ausgeschlossen ist das nicht. Es könnte aber auch Schuld der großen Papierfabrik sein, die ihre Abwässer in die Natur entlässt und deren beißende Gerüche immer mal wieder bis zum Dorfplatz herüber wehen. Thakur verlässt die Dorfbewohner jedenfalls mit dem Versprechen, sich eine Lösung zu ihrem Problem zu überlegen – und bald wieder zu kommen. Dass vor allem die Frauen das Selbstbewusstsein gewonnen haben, etwas für sich einzufordern, ist einer der Erfolge dieses Projekts.

An Selbstbewusstsein mangelt es auch den Frauen in dem nächsten Dorf nicht. Nicht weniger als großen Reichtum sehen sie in ihrer Zukunft. Die Stimmung im Versammlungssaal der Kooperative in Pushpapur ist ausgelassen, wie üblich reden alle durcheinander, kaum habe ich eine Frage an eine der Frauen gerichtet. Auch hier sind nur Frauen, Kinder und Alte übrig geblieben. Die Kooperative hat sich mit Unterstützung der Janaki Women Awareness Society gegründet und ist so eine Art Dorfbank oder Spargemeinschaft. Mitglieder sind nur die Frauen – das ist das Besondere an dem Konzept der NGO. Und das hat einen handfesten Grund: „Mit den Männern kann man nichts anfangen. Die Frauen sind geschäftstüchtiger und zuverlässiger“, berichtet Bodo Noack von seinen Erfahrungen in Nepal. Jedes der 42 Mitglieder zahlt monatlich 50 Rupien ein, umgerechnet knapp 50 Cent, und kann gegebenenfalls zu günstigen Konditionen einen Kredit bekommen. Ansonsten bilden die Kooperativen Kapital für Investitionen. Hier sind es keine Fische, in denen die Frauen ihre besten Verdienstmöglichkeiten sehen. Das wollen sie mir aber lieber persönlich zeigen.

Letumaya Rana sieht man ihre Freude über den genialen Coup direkt an. Schnellen Schrittes führt sie mich durch die Reisfelder, vorbei an der Vergangenheit und Gegenwart des Dorfes hin zur Zukunft. Unweit ihres Dorfes fließt immer weniger Wasser den Jamuni herab, große Teile des Flussbettes werden auch während der Monsunzeit nicht mehr nass. Aus dem staubtrockenen und wenig vielversprechend aussehenden Boden stecken bereits vereinzelt hässliche, grüne Pflänzchen ihre Blätter heraus. Für Letumaya Rana müssen sie aussehen wie die schönsten Blumen der Welt: *Jatropha Curcas*, eine extrem genügsame Nuss aus der Familie der Wolfsmilchgewächse mit den wesentlichen Eigenschaften, dass aus ihr Öl gewonnen und sie als Kraft-

stoff für Biodiesel Kraftwerke genutzt werden kann. Als letztere setzt sie dabei nur so viel CO₂ frei, wie sie zuvor im Wachstum gebunden hat. Dabei ist die Pflanze so unverträglich, dass Tiere sie nicht abfressen und auch sonst keiner was damit anfangen kann. Ein Hauptgewinn.

Die Janaki Women Awareness Society hat der Frauenkooperative Geld gegeben, um die ersten Setzlinge zu kaufen. Den Rest bestreiten sie aus Eigenkapital. 8.000 haben die Bewohnerinnen von Pushpalpur und die des benachbarten Ratmate schon gepflanzt. Ein bisschen Geduld müssen sie noch haben, da *Jatropha* je nach Standort erst nach zwei bis zweieinhalb Jahren geerntet werden kann. Doch die Marktchancen sehen vielversprechend aus: Derzeit werden in Nepal schon rund 25 Rupien pro Kilo Früchte gezahlt. Im nahen Indien mit seinem hohen Energiebedarf 15 nepalesische Rupien pro Kilo. Entsprechende Kraftwerke gibt es auch schon.

Sabita Thapa ist Schriftführerin der Kooperative und beschreibt, wie diese Einrichtung ihr Leben verändert hat: „Ich habe viele Kontakte zu anderen Frauen geknüpft, komme herum und wir helfen uns gegenseitig. Und außerdem muss ich jetzt nicht mehr immer meinen Mann um Geld fragen. Jetzt habe ich mein eigenes Geld, von dem ich die Schule meiner Kinder bezahlen kann.“ Wenn es sein müsse, schicke sie jetzt ihrem Mann manchmal Geld nach Saudi Arabien, fügt sie mit einem befreiten Lachen hinzu.

5. Auf in die Berge. Oder: Eine Reise ins Land von Menstruationshütten und Rebellencamps

In einer nepalesischen Zeitung ist mir ein Artikel über eine kulturelle Praxis aufgefallen, von der ich angenommen hatte, dass sie schon längst der Vergangenheit angehört: Chhaupadi, wobei chhau für „unrein“ steht und „padi“ für ein separiertes Haus oder eine Hütte. Dort müssen die Frauen während ihrer Menstruation jeden Monat vier Tage verbringen und dürfen das Wohnhaus nicht betreten. Je nachdem, wie streng die Tradition ausgelegt wird, dürfen sie auch keine Milchprodukte zu sich nehmen, niemanden berühren und die männlichen Familienmitglieder nicht einmal ansehen.

Der Brauch ist in Nepal eigentlich seit 2005 verboten, hält sich aber in einigen Distrikten im äußeren Westen des Landes hartnäckig, wie diverse Zeitungsartikel über erfrorene, überfallene oder von Schlangen gebissene Frauen aus den Jahren 2009 und 2010 bestätigen. Ich will wissen, warum Frauen die mit Chhaupadi einhergehenden Risiken auf sich nehmen und mache mich auf den Weg Richtung Westen, in die „Hilly Region“. Was Nepali „hügelig“ nennen, ist mit einer Höhe von 1.500 bis 3.500 Metern vergleichbar mit den Alpen. Allerdings gibt es keine Tunnel, die kurvigen Straßen

ins Hochland sind streckenweise unterspült, abgerutscht oder blockiert. Die meisten Täler und Siedlungen in der Region sind gar nicht über Straßen zu erreichen, sondern nur zu Fuß.

Diese schwere Zugänglichkeit machte die Hilly Region zum Haupt-Rückzugsraum und Aktionsgebiet der maoistischen Rebellen während ihres Guerilla-Krieges gegen die royalistische Armee. In zehn Jahren Bürgerkrieg starben nach Regierungsschätzungen mehr als 16.000 Menschen. Viele junge Frauen blieben als Witwen zurück. Und als ob das nicht Herausforderung genug wäre, macht ihnen ihr Umfeld das Leben deshalb zur Hölle. „Unglücksbringer“ sollen sie sein, Schuld haben am Tod ihrer Männer. Von diesem Aberglauben hatte mir Renu Sharma bereits erzählt – jetzt will ich sehen, wie Witwen im 21. Jahrhundert tatsächlich leben.

5.1 Der Fluch der Götter. Oder: Warum Frauen unrein sind und Kinder bekommen eine ansteckende Krankheit ist

Jhupridevi Hudke hatte eigentlich alles richtig gemacht. Jedenfalls aus Sicht der Götter. Oder derjenigen, die deren Willen auf Erden durchsetzen. Da sie ihre Menstruation hatte, hauste sie vier Tage lang in einem Bretterverschlag ohne Wände und ohne richtiges Dach. Irgendwann in dieser Zeit muss sie eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht sein. Die Bewohner ihres Heimatdorfes vermuten, es könnte daran gelegen haben, dass es Januar war und sie keine Decke hatte. Die sind nämlich nicht erlaubt, wenn man seine Tage hat und damit „unberührbar“ und „unrein“ ist. Jhupridevi Hudkes acht Monate alter Sohn wurde bewusstlos bei seiner toten Mutter gefunden.

Ich habe eigentlich keine große Hoffnung, eines der vermeintlich abgelegenen Dörfer zu finden, in denen noch Chhaupadi praktiziert wird. Niemand konnte mir einen Ortsnamen nennen, also fahren wir auf gut Glück mit dem Jeep vom südwestnepalesischen Dhangadhi über die einzige Straße Richtung Norden in die Berge. Wir halten in jedem zweiten Dorf am „Highway“ um zu fragen, wie es die Frauen mit ihrer Menstruation halten. Nach noch nicht einmal zwei Stunden haben wir Glück: In der kleinen Siedlung Sahajpur treffe ich Tara Bam. Die 23-Jährige ist Grundschullehrerin. Ja, sie habe schon davon gehört, dass es in Nepal noch Frauen gebe, die für die Dauer ihrer Menstruation in kleinen Hütten schlafen würden. Für sie unvorstellbar, das sei eine Tradition, der bestimmte Kasten nachhingen. Sie erklärt sich aber bereit, mich zu der Siedlung zu führen, wo sie glaubt, solche Hütten gesehen zu haben. Vorausgesetzt, ich sei gut zu Fuß und hätte keine Angst vor einer kleinen Kletterpartie. Eine gute Stunde Fußmarsch liegt vor uns, die gelegentlich auf dem Highway vorbeifahrenden LKW hören wir

bald nicht mehr. Tara ist noch mit ihren Plastiklatschen schneller als ich. Der Trampelpfad führt durch saftige Wälder, in deren Wipfeln der Wind rauscht, und abenteuerliche Steilhänge, deren loses Geröll schon so manches Opfer gefordert hat.

Im nächsten Tal gibt es gar keine Straßen. Am Fuß der Hänge glänzt ein Bachlauf still in der Sonne. Der Weg hinunter führt an vereinzelt Hütten vorbei. Vor einer stillt Manisha Saud ihren sieben Monate alten Sohn. Manisha ist ein stilles, 18-jähriges Mädchen. Stoisch lässt sie meine privaten Fragen über sich ergehen, antwortet ergeben. Womöglich hat sie Schlimmeres erlebt. Manisha lebt mit ihrem Kind und ihrem tauben und blinden Schwiegervater alleine in dieser Hütte, ihr Mann arbeitet in Indien. Ein paar Meter unterhalb des Wohnhauses steht ein windschiefer Bretterverschlag, das Dach besteht aus ein paar Büscheln getrockneten Grases. „Manchmal habe ich schon Angst. Aber mir ist bisher noch nie etwas passiert. Aber man hört so viele Geschichten, von Vergewaltigungen und Überfällen“, erzählt Manisha. Jeden Monat verbringt sie vier Tage und Nächte in diesem notdürftig zusammen gezimmerten Unterstand. Vor sieben Monaten hat sie gleich eine ganze Woche dort verbracht. Nach der Geburt ihres Sohnes.

Im vergangenen Jahr ist im Nachbardistrikt ein Mädchen von einer Schlange gebissen worden. Als endlich jemand kam, um nach ihr zu sehen, war sie gestorben. Gerüchte über Überfälle und Vergewaltigungen kursieren in der Hilly Region – aber die Furcht vor dem Zorn der Götter ist größer. „Frauen sind unrein und gefährlich für andere, wenn sie bluten“, ist Debaki Saud überzeugt. Die Menstruationshütte der 20-Jährigen ist eine finstere Lehmhütte direkt neben dem Ziegenstall. Immerhin hat sie Wände. Ob sie es jemals darauf habe ankommen lassen und während ihrer Menstruation im Haus geblieben ist, möchte ich wissen. „Nein, das geht nicht. Natürlich wäre es bequemer, nicht in die Hütte gehen zu müssen. Aber es passieren schlimme Dinge, wenn man sich nicht an die Regeln hält.“ Einmal sei sie sehr krank gewesen, erzählt Debaki. Sie habe aus dem Mund geblutet. Im Krankenhaus sagte man ihr, sie habe Tuberkulose und gab ihr entsprechende Medikamente. Die wirkten aber nicht sofort, also holte sie sich Rat beim Dhama-Jhakri, einer Art Barfußdoktor oder Mediziner. Für den war sofort klar: Eine „unreine“ Frau muss sie berührt haben, ihre Krankheit sei nun Ausdruck des Zorns der Götter. Er gab ihr ein paar Kräuter und Verhaltensregeln mit auf den Weg und nach einigen Tagen wurde es besser. Dass mit der Zeit die Medikamente des Krankenhauses angeschlagen haben könnten, ist für die Frau keine nachvollziehbare Erklärung.

Anjalina Karki stellen sich bei solchen Geschichten die Nackenhaare auf. Sie betreibt im Westen des Landes im Auftrag von CARE-Nepal Gesundheits-Aufklärung. „Chhaupadi ist wahnsinnig gefährlich für die Frauen, be-

sonders für Mütter und ihre Neugeborenen. Diese Hütten sind nicht nur zu kalt im Winter, sie sind in der Regel auch sehr unhygienisch.“ Außerdem hätten die Frauen bei der Geburt keine Hilfe und seien sich selbst überlassen. „Wenn was passiert, merkt das lange niemand und es kann leicht zu spät sein.“ Anjalina Karki und ihre Kollegen waren schon in vielen Dörfern, in denen Chhaupadi praktiziert wird, haben schon häufig versucht, den Frauen zu erklären, dass sie nicht unter einer ansteckenden Krankheit leiden, wenn sie ihre Menstruation oder ein Kind bekommen. Doch gegen den Aberglauben der Menschen sind sie häufig machtlos. „Es verändert sich nur sehr langsam etwas. Ich denke, es wird noch viele Jahre dauern, bis diese kulturellen Praktiken aussterben. Aber wir hoffen eben, dass die jungen Frauen ins Grübeln kommen, wenn wir mit ihnen sprechen“, sagt Karki.

Das Dorf Syuli, rund 130 Kilometer nördlich von Dhangadhi, liegt direkt am Highway und zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, dass es die erste Straßenkreuzung seit Dhangadhi hat. Am Wegrand des Verkehrsknotenpunktes in den Bergen liegen etliche Teehäuser, deren Bänke und Stühle fast voll besetzt sind, als wir ankommen. Es ist Mittagszeit, die LKW-Fahrer stärken sich mit Dhal Baht, dem traditionellen nepalesischen Gericht aus Reis und Linsen, und genießen die Sonne. Mitten auf der Kreuzung verkaufen einige Frauen Nüsse und Früchte. Sie erzählen uns, dass alle Frauen in Syuli Chhaupadi praktizieren – allerdings hätten sie keine Menstruationshütten. Wie ich feststellen muss, macht es das nicht besser.

Rupa Diyal ist 22. Seit zehn Jahren verbringt sie vier Tage jeden Monats im Viehstall. Dann stehen vorne links der Büffel der Familie, hinten die Ziegen und in der rechten Ecke neben der Tür schläft auf einem Holzbrett die jeweilige Frau. Rupa führt mich zu dem Viehstall, der ein finsterner Raum ohne Fenster ist. Es riecht streng nach Urin und Kuhmist. „Wir können uns keine eigene Hütte dafür leisten. Aber uns geht es noch gut – wir lassen auch Frauen aus dem Nachbardorf hier schlafen, weil sie selbst noch nicht einmal einen Viehstall haben“, erzählt Rupa. Das sei dann manchmal ein bisschen unbequem, weil der Platz eng werde, mache aber auch mehr Spaß, weil sie nicht alleine im Stall schlafen müsse. Rupa geht noch zur Schule. Dort würden sie nie über diese Praktiken sprechen und auch bei ihren Freundinnen sei das kein Thema. „Das gehört einfach zu unserer Tradition. Meine Großmutter hat das schon gemacht, meine Mutter macht das und ich eben auch. Wenn ich einmal eine Tochter habe, werde ich sie natürlich auch in den Stall schicken“.

Die beiden Töchter der 40-jährigen Dammari Devi Diyal sehen das ganz anders. Sie würden liebend gerne darauf verzichten, diese Strapazen auf sich zu nehmen. „Sie haben mich schon gefragt, ob sie aufhören können. Aber ich habe nein gesagt“, erzählt Dammari. Und es sei ja auch wirklich

nicht so schlimm. Das Heu werde immer sauber gemacht und schließlich habe sie ihre vier Kinder ja auch durchgebracht. „Es hat keinen Sinn, es zu mögen oder zu hassen. Es gehört einfach zu unserer Kultur“, findet Dam-mari. Und deshalb finde sie es auch gar nicht schlimm, wenn Ausländer wie ich das nicht so handhabten – das sei eben eine andere Kultur. Diese „To-leranz“ wäre nach dem, was ich in älteren Berichten über Chhauptadi geles-en habe, schon beinahe ein Fortschritt. Ende der 90er Jahre versuchte eine Entwicklungshelferin, im Achham-Distrikt eine Unterkunft zu finden. Der Dorfvorstand verweigerte ihr aber jegliches Zimmer in der Nähe. Er habe nichts riskieren wollen, schließlich befolge die Ausländerin sicher nicht die strengen Regeln seiner Gemeinschaft und zöge damit den Unmut der Göt-ter auf sein Dorf.

Dass es gar nicht die Männer sind, die von den Frauen verlangen, dieses Ritual über sich ergehen zu lassen, sondern die Frauen selbst auf die Einhal-tung von Chhauptadi beharren und sich selbst für „unrein“ halten, wenn sie ihre Tage haben oder ein Kind bekommen – das hat mich mehr berührt als der Anblick der Hütten oder Ställe.

Den Bruder eines der Mädchen fragen wir schließlich, ob er angesichts der ganzen harten Regeln, die Frauen zu berücksichtigen hätten, nicht froh ist, ein Mann zu sein. Er lacht. Das sei ihm noch nie in den Sinn gekommen. Doch dann denkt er eine Weile darüber nach und sagt schließlich: „Doch, ich bin sehr froh, keine Frau zu sein.“

5.2 Die Sündenböcke der Nation. Oder: Warum Frauen ihre verstor-benen Ehemänner auch gleich hätten selbst umbringen können

Tulsi Khadayat zahlt einen hohen Preis dafür, dass sie ihr Leben selbst gestalten wollte. Ein schmaler Weg führt zu der Hütte, in der sie mit ih-ren beiden Kindern lebt. Er führt vorbei an dem zweigeschossigen Stein-haus der Schwiegereltern, vorbei an den separaten Waschhäusern und ein-er skeptisch schauenden Schwiegermutter. Direkt hinter dem Plumpsklo wohnt die 30-Jährige, nur ein paar Bretter trennen ihren Raum in der fen-sterlosen Lehmhütte von dem im selben Verschlag untergebrachten Viehstall. Es riecht nach Tierkot. „Meine Schwiegereltern behandeln mich gut. Am Anfang hatten wir ein paar Probleme, aber jetzt ist alles gut.“ Nicht nur mir fällt es schwer, das zu glauben. Die Nachbarin, die gekommen ist, um Tul-si zur Seite zu stehen, schüttelt irritiert den Kopf, redet auf die Freundin ein. Und dann höre ich eine andere Geschichte. Eine Geschichte, die wie der Stoff für einen Bollywood-Film klingt – brächte Bollywood auch Filme ohne Happy End hervor.

Tulsi war 20, als sie heimlich ihre große Liebe geheiratet hat. Nicht arrangierte Ehen sind selbst heute noch und auch in den Städten Nepals die Ausnahme – vor zehn Jahren war das im ländlichen Westen ein Skandal. Als die Eltern des Bräutigams davon erfuhren, schickten sie ihren Sohn nach Indien. Mit der unliebsamen Schwiegertochter aus armen Verhältnissen wollten sie sich nicht abfinden. Doch das erste Kind war zu diesem Zeitpunkt schon unterwegs, die beiden hatten Fakten geschaffen. Tulsi folgte ihrem Mann nach Indien. Drei schwierige aber glückliche Jahre lebte die kleine Familie zusammen in Delhi. Dann wurde der Vater nachts von einem Zug erfasst und starb. Der zum zweiten Mal schwangeren Tulsi blieb nichts anderes übrig, als mit ihrem mittlerweile achtjährigen Sohn zurück nach Nepal zu gehen – Arbeit hatte sie in Indien keine, also konnte sie nicht für sich und die Kinder sorgen.

Der Weg zur eigenen Familie ist Witwen in der Regel versperrt. Besonders in den Gegenden, in denen es nicht selbstverständlich ist, genug Essen für alle Familienmitglieder zu haben, kommt es auf die Anzahl der zu fütternden Mäuler an. Tulsis Schwägerin verhinderte, dass sie mit ihren beiden Kindern aufgenommen wurde. So konnte sie sich nur noch an ihre Schwiegereltern wenden. Eben jene Menschen, die alles unternommen hatten, um sie von der Familie fern zu halten.

Tulsis karge Unterkunft bietet einen wunderschönen Ausblick auf die Mittelgebirge. Weit und breit gibt es keine Straße. Das nächste Dorf am Highway ist Sahajpur, rund eineinhalb Stunden nördlich von Dhangadhi. Tulsi hat ein kleines, zerfleddertes und abgegriffenes Fotoalbum aus ihrem Zimmer geholt. Es ist das Einzige in ihrem Leben, das man als ihr Eigentum bezeichnen könnte. Die meisten Fotos darin zeigen ihre eigenen Verwandten, Cousinen, Cousins. Dann kommen die zwei Bilder, die alles sind, was der Witwe von ihrem Mann und den Kindern von ihrem Vater geblieben ist. Zu Dasain haben sie dem einen Foto ein rotes Segenszeichen aufgedrückt. Das Zweite zeigt den leblosen und fahlen Körper ihres Mannes in seinem Totentuch. „Ich vermisse ihn sehr.“

Tulsis Tochter ist eineinhalb. Sie liegt dämmernd in den Armen ihrer Mutter, die unentwegt Dutzende von Fliegen vom Gesicht des Mädchens vertreibt. „Meine Tochter war sehr krank. Ich konnte sie nicht zum Arzt bringen“, erzählt Tulsi. Sie selbst hat kein Geld, ihren Lebensunterhalt bestreitet sie, indem sie bei anderen Familien im Haushalt hilft – neben der Arbeit für ihre Schwiegereltern, durch die sie sich das Aufenthaltsrecht in dem Schuppen verdient. „Die haben mir das Geld für die Behandlung nicht leihen wollen.“ Für die Behandlung der eigenen Enkelin. In den Augen der Alten hat Tulsi Schuld am Tod ihres Sohnes. Witwen gelten in der Regel als Unglücksbringer und „böses Omen“. Viele andere Dorfbewohner verunglimpfen Tul-

si noch über ein Jahr nach dem Tod ihres Mannes als „Hexe“, beschimpfen sie als Prostituierte. Tulsi tut sich schwer damit, die zahlreichen Worte wiederzugeben, mit denen ihre Nachbarn sie belegen – als erkenne sie es an, als werde es wahr, wenn sie es ausspricht. „Ja, ich glaube, dass ich Schuld habe am Tod meines Mannes.“ Hätte sie einen anderen Mann geheiratet, wäre der auch gestorben. Daran glaubt sie, mit dieser Last lebt sie.

Tulsi gehört mit ihren 30 Jahren bei weitem nicht zu den jüngsten Witwen Nepals. Da viele Mädchen immer noch sehr jung verheiratet werden, müssen manche schon mit 15 oder 16 einer Zukunft entgegen schauen, in der sie weitgehend auf sich allein gestellt sind. Noch einmal zu heiraten, schließen alle Witwen kategorisch aus. „Wie sollte das gehen? Ich kann doch nicht meine Kinder im Stich lassen!“, empört sich Tulsi. Einen Mann zu finden, der die Kinder eines anderen akzeptiere, sei unvorstellbar.

Kürzlich hatte die Regierung eine eigenwillige Idee, um die Situation der Witwen im Land zu verbessern: Für jede Witwe, die wieder heiratet, wollte sie 50.000 Rupien, umgerechnet rund 450 Euro, zahlen – das durchschnittliche Jahreseinkommen liegt bei rund 300 Euro. Ein Vorstoß, der Lily Thapa auf den Plan gerufen hat. Deren ansonsten gleichbleibend gütiger und gelassener Blick verhärtet sich bei diesem Thema: „Dass es ein regelrechtes Kopfgeld auf Witwen geben soll, kann einfach nicht ernst gemeint sein. Da werden wir als Organisation eingreifen“, sagt sie. Was vielleicht einmal als Hilfe für die ansonsten häufig auf sich allein gestellten Frauen gedacht gewesen sei, würde in der Realität wahrscheinlich nur dazu führen, dass Männer mit den Frauen Geld verdienen wollten, vermutet sie. „Sie können sich doch vorstellen, wie so ein Mann die Frauen und vor allem die Kinder, die nicht seine eigenen sind, behandeln würde!“

Lily Thapa ist selbst Witwe. Und sie ist Gründerin und Repräsentantin der „Single Woman Group“, einer Abteilung der NGO „Women for Human Rights“ (WHR), in der sich mittlerweile mehr als 44.000 Witwen organisieren. Sie haben es sich zum Ziel gesetzt, mit allen kulturellen Praktiken zu brechen, die Witwen zu Sündenböcken und Freiwild machen. Das Wort „Witwe“ benutzen sie selbst und die Organisation nicht; zu negativ sind die damit verbundenen Konnotationen.

Lily Thapa stammt aus einer wohlhabenden Familie, gehört einer der oberen Kasten an. Ihre Geschichte zeigt, dass Diskriminierung nicht unbedingt mit mangelnder Bildung zu tun hat. Thapa hat Soziologie studiert, auch im Ausland. Ihr Mann war Arzt bei der Armee, er starb im Irak. Ein Leben ohne Privilegien ist ihr fremd – und genau diesem Umstand haben es vermutlich tausende weniger privilegierter Witwen zu verdanken, dass sie heute eine so starke Lobby haben: Lily Thapa wollte sich nicht damit abfinden, plötzlich anders behandelt zu werden – und das wegen des Todes ihres Mannes,

für den sie nichts konnte und unter dem sie selbst am meisten litt. „Meine Schwiegereltern, zu denen ich vorher immer ein gutes Verhältnis hatte, traten mir plötzlich mit Misstrauen gegenüber. Sie dachten, ich würde das Erbe meines Mannes nehmen und sofort wieder heiraten“, erzählt sie. In sehr konservativen Hindu-Familien dürfen Witwen nie wieder rote Farbe oder Schmuck tragen, was angesichts der Symbolkraft von Farben und Kleidung in Nepal eine weithin sichtbare Stigmatisierung der Frauen bedeutet. Auch Thapa durfte zunächst kein Rot mehr tragen. Vierzehn Jahre dauerte es, bis die Familie ihr zu Dasain, dem wichtigsten Hindu-Fest des Jahres, wieder ein rotes Segenszeichen auf die Stirn malte. Vierzehn Jahre Überzeugungsarbeit und Kampf gegen tief sitzende Vorurteile.

Der Fall von Lily Thapa ist noch eines der harmloseren Beispiele. Die „Single Woman Group“ dokumentiert auch Fälle, in denen junge Witwen wie Leibeigene in den Familien der verstorbenen Männer gehalten, gequält, missbraucht und häufig sogar getötet werden. Ich erinnere mich noch einmal an die Geschichte, die mir Renu von der Mutter ihrer Freundin aus Kindertagen erzählt hatte. Wie die junge Witwe als Hexe beschimpft, als Sündenbock missbraucht und gefoltert wurde. Und ich muss auch an Sudhira Karna denken, die ich in Janakpur getroffen habe und die von der Hochzeit ihres eigenen Bruders und bis heute von allen gesellschaftlichen Ereignissen ausgeschlossen wird, weil sie als „Unglücksbringer“ gilt. Im Gegensatz zu Tulsi, die zudem noch auf das Wohlwollen ihrer Schwiegereltern angewiesen ist, hat die 39-Jährige aber einen Weg gefunden, auf eigenen Beinen zu stehen.

Es ist als betrete man eine Oase. Die flachen Hütten des Janakpur Women Development Center (JWDC) wirken wie eine Bungalowsiedlung in einer verwunschenen Ferienanlage. Im Innenhof liegen kleine Tongefäße in Elefantenform zum Trocknen. Durch die weit geöffneten Fenster sieht man dutzende Frauen, die sich über auf kniehohen Tischen liegende Pergamente beugen. An einem Kopfende sitzt Sudhira. Mit leichten und geübten Schwüngen entsteht auf dem Blatt vor ihr ein farbenfroher Pfau. Sie ist Mithila-Künstlerin. Die farbenfrohen Bilder werden ausnahmslos von Frauen gemalt. Motive finden sie in der Natur, in Mythen und religiösen Bildern. Ursprünglich bemalten die Frauen der Maithili-Volkgruppe zu besonderen Anlässen ihre Häuser auf diese Art. Die Maithili leben im Süden Nepals und Norden Indiens, in ihrer Kultur ist den Frauen traditionell jeglicher Kontakt nach außen untersagt. „Ihr Ehemann ist ihr Gott, daher dürfen sie ihm nicht ins Auge schauen, müssen in seiner Gegenwart den Kopf mit ihrem Saari bedecken und dürfen seinen Namen nie nennen“, beschreibt Entwicklungshelferin Stephanie Gauger, die lange im JWDC gearbeitet hat.

Sudhiras Eltern hatten genug Geld, um sie zur Schule zu schicken. Doch dann wurde ihr Vater krank und das Geld knapp. Deshalb konnte Sudhira erst mit 25 verheiratet werden, für eine Mitgift von 75.000 Rupien, das sind heute umgerechnet rund 730 Euro. Kurz darauf starb ihr Mann. Seine Familie hat ihr und dem gemeinsamen Sohn das Erbe vorenthalten, weil sie Unglück bringe. Tatsächlich sind sie aber nach Indien gezogen und haben allen Besitz, der Sudhira zugestanden hätte, verkauft. Mittlerweile verdient sie mit dem Malen rund 35 Euro im Monat. Die meisten Lehrer verdienen weniger. Noch einmal zu heiraten, kam auch für Sudhira nie in Frage. „Ich wollte meinen Sohn nicht aufgeben.“

Im Streit um das „Kopfgeld“ für Witwen hat die Single Woman Group einen Erfolg errungen: Am 20. Januar 2010 gab das Oberste Gericht ihrer Klage statt und stoppte die Prämien-Pläne der Regierung. Lily Thapa pflegt gute Kontakte und ist niemand, der sich mit einem „Nein“ leicht zufrieden gibt. So ließ sie auch den Fall der 45-jährigen Nirmala Kurmi nicht auf sich beruhen. Die Witwe hatte sich an die Single Woman Group gewandt, weil sie von einem Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung angegriffen und um ihr Eigentum gebracht worden sei. Nach dem Tod ihres Mannes habe Badshah Kurmi ihr Haus, Grundstückspapiere und sogar ihren Staatsbürgerschaftsnachweis beschlagnahmt. Er habe schon in der Vergangenheit versucht, ihr alles wegzunehmen. In einer Pressemitteilung erinnert die WHR an das Versprechen von Premierminister Madhav Kumar Nepal, das Jahr 2010 zum „Jahr gegen geschlechtsbezogene Gewalt“ zu machen und fordert zum Handeln auf. Denn prügelnde Ehemänner und diebische Lokalpotentaten werfen ein fahles Licht auf die Verfassungsgebende Versammlung, in deren Arbeit viele Frauenrechtler so große Hoffnungen setzen.

6. Mission Verfassung. Oder: Wie die Abgeordnete Shanti Pakhrin trotz allem an der Hoffnung festhält

Shanti Pakhrin gehört zu den Frauen, die ihr Schicksal jetzt selbst gestalten wollen. Und sie hat es dabei in die erste Reihe geschafft: Die 30-Jährige ist seit einem guten Jahr Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung. Die Kommunistische Partei der vereinigten Marxisten-Leninisten (CPN UML) hat die frühere Lehrerin als eine von 601 Abgeordneten ins Rennen geschickt. Rund 30 Prozent der Sitze mussten mit Frauen besetzt werden. Ob es dieser Umstand ist, dem sie ihre Besetzung zu verdanken hat, ist Shanti ziemlich egal.

Ich besuche die 30-Jährige in ihrem kleinen Haus weit im Osten Kathmandus, hier ist die Großstadt beinahe wieder Dorf. Da es schon dämmt,

will der Taxifahrer zwei Stunden warten, da ich sonst keine Chance hätte, wieder ins Zentrum zu kommen. Shanti holt mich an einer kleinen Kreuzung ab – Adressen gibt es in Kathmandu erst seit Neuestem und noch nicht überall. Die genaueste Angabe, die man in der Regel bekommen kann, ist das Viertel und der Rest Orientierung läuft über markante Punkte in der Stadt (in diesem Fall hinter Pepsi Cola noch ein kleines Stück weiter und an dem zweiten Tempel links – zum Glück sagte diese Beschreibung dem Taxifahrer mehr als man vermuten könnte). Ich bin beeindruckt, dass wir dieses Mal nur eine halbe Stunde zu spät kommen. Doch auch Termine sind in Nepal eher als eine Art Orientierungs- und weniger als Fixpunkte zu sehen.

Immer pünktlich kommt nur der Stromausfall zum Einbruch der Dunkelheit. Wir sitzen bei Kerzenschein in Shantis kleinem Zimmer auf dem Boden, ihre drei Töchter und zwei Parteikollegen wollten es sich nicht nehmen lassen, beim ersten Interview ihrer Mutter und Genossin mit einer ausländischen Journalistin dabei zu sein. Gespannt lausche ich Shantis Geschichte. Schnell wird klar, dass sie mehr als genug Motivation hat, nicht nur ihre Rolle als Quotenfrau zu erfüllen und mit Anwesenheit zu glänzen, sondern die Arbeit an der Verfassung zu einem Erfolg für die Rechte der Frauen zu machen.

Shanti Pakhrin ist eine sogenannte „Konflikt-Witwe“. Rund 4.000 hat die Single Woman Group registriert – die Dunkelziffer dürfte wesentlich höher sein. Hinter dem sperrigen Begriff verbergen sich Schicksale, die der jahrelange Guerilla-Krieg der Maoisten gegen die royalistische Armee hervorgebracht hat. Shanti war 23, als maoistische Rebellen ihren Mann entführten, eine Woche lang folterten und ihn schließlich geschunden und ermordet am Straßenrand in der Nähe ihres Dorfes abwarfen. Er hatte das Geld nicht zahlen können, das die Angreifer für die Fortsetzung ihres Krieges eintreiben wollten. Das war vor sieben Jahren. Ein gerahmtes und mit Blumen geschmücktes Foto erinnert in Shantis kleinem Zimmer an den ermordeten Mann. Nach diesem ersten Überfall der Maoisten floh sie aus Angst vor weiteren mit ihren drei Töchtern aus ihrem Heimatdorf. Sie arbeitete weiter als Lehrerin und erfuhr, was es im hinduistisch geprägten Nepal bedeutet, eine Witwe zu sein. „Man-Eater“ nennt man sie herabwürdigend, „Männerfresser“. Stirbt ein Mann, ist es die Schuld der Frau, da sie der landläufigen Vorstellung nach die Pflicht hat, für sein Wohlergehen zu sorgen. In ihrem Dorf und ihrer Familie war die Witwe noch keinen Diskriminierungen ausgesetzt gewesen, dort waren alle Buddhisten. Und die hätten keine speziellen Verhaltensregeln für Witwen, sie dürfte sogar wieder heiraten. Ob sie jemanden finden würde, der sie nimmt, ist eine andere Frage. „Wir sind sehr gut befreundet – aber heiraten würde ich eine Witwe nicht, nein“, sagt der einzige Hindu im Raum. In seiner Kultur sei einfach die Vorstellung, dass Witwen Unglück bedeuteten.

In der Verfassungsgebenden Versammlung sitzt sie mit den Maoisten an einem Tisch. Ob ihr das keine Probleme bereite, angesichts dessen, wie ihr Mann gestorben ist? Shanti schüttelt energisch den Kopf. „Das sind andere Menschen als die, die das getan haben. Außerdem geht es jetzt um unser Land, auch um mein Land. Deshalb spielt das keine Rolle mehr“, erklärt sie.

Bisher waren Shantis Erlebnisse als Politikerin aber eher ernüchternd. „Es passiert häufig, dass selbst die anderen Frauen mich auslachen, wenn ich zum Beispiel Verbesserungen für Witwen fordere“, erzählt Shanti. Das noch größere Problem sei allerdings, dass der Einfluss der Frauen im Parlament insgesamt verschwindend gering sei und sie ohne Unterstützung von Männern wieder einmal nichts ausrichten könnten. Mit ihren rund 30 Prozent der Sitze könnten die Frauen schon wenig erreichen, wären sie sich einig. Und: „Die Männer weigern sich, mit uns zusammen zu arbeiten“, sagt Shanti. Sie sind nicht nur in der Mehrzahl, sondern den meisten abgeordneten Frauen auch an Erfahrung und Ausbildung überlegen. Manika Jha hatte mir in Janakpur schon von diesem Problem erzählt: „Viele Frauen haben heutzutage Positionen, auch im Parlament. Aber sie können nichts ausrichten, weil sie keine Meinung haben. Sie haben keine Ahnung, was ein Parlament macht, sie haben keine Ahnung von Politik, aber sie sind Politiker!“ Manika sah wirklich empört aus. Die Quote sei der einzige Grund, warum Frauen eine Chance bekämen. „Und die geben sie ausgerechnet denen, die keine Stimme haben – Frauen, die von den Dörfern kommen, die nicht gebildet sind. So können die Männer sie für ihre Agenda einspannen.“ Shanti Pakhrin ist Lehrerin. Vielleicht hat sie auch deshalb Bildung zu ihrem obersten politischen Ziel erklärt. Vor allem Bildung für Frauen. Das und den Kampf für die Witwen will sie sich auch von ihren männlichen Kollegen nicht ausreden lassen.

Denn trotz aller Schwierigkeiten ist Shanti glücklich, den Frauen eine Stimme in der Versammlung geben zu können – egal, wie leise diese ist. „Das ist wichtig. Für eine bessere Zukunft unseres Landes.“

7. Auf der anderen Seite. Oder: Warum Nepal genauso schön ist, wie alle denken

Wenn ich heute an Nepal denke, sehe ich als Erstes all die Menschen vor mir, die mich tief beeindruckt haben. Meine Recherchen haben mich zwar zwangsläufig auf die hässliche Seite geführt, doch auch dort gibt es Lichtblicke: Frauen, die sich trotz all der Widrigkeiten und schlimmen Erlebnisse nicht unterkriegen lassen. Männer, die sich auf ihre Seite schlagen. Und natürlich auch Familien, in denen die weiblichen Mitglieder nicht Bürger zweiter Klasse sind. Ich habe viele Mädchen kennengelernt, die eine gute Aus-

bildung genießen, studieren und große Pläne für die Zukunft verfolgen. Und ich habe Mädchen getroffen, die diese ganz allein bestimmen dürfen – wenn auch nicht viele. Sie alle sind mir mit großer Offenheit und Freundlichkeit begegnet, auch wenn es um sehr private Themen ging oder manchmal auch schmerzlich war.

Ich danke den Mitarbeitern des ded in Nepal für ihre Unterstützung als es darum ging, einen Zugang zum Land zu finden. Vor allem bin ich Bodo Noack dankbar, der mir nicht nur geduldig jeden Einwohner Janakpurs vorgestellt hat, den ich kennenlernen wollte, sondern der mich auch mit seiner „ayurvedischen Kartoffeldiät“ wieder aufgepäppelt hat, nachdem ich einige Tage außer Gefecht gesetzt war.

Der Heinz-Kühn-Stiftung danke ich für die einmalige Chance, beide Seiten dieses für mich schon lange faszinierenden Landes kennenlernen zu können. Mein besonderer Dank gilt Ute Maria Kilian, die mir jederzeit mit Rat zur Seite stand und deren Begeisterung ansteckend ist.

Ich hoffe einige der Menschen, Nepali wie Ausländer, einmal wieder zu sehen und freue mich darüber, dass ich sie ein Stück auf ihrem Weg begleiten durfte. Dhanyabad.